# Politiſche Soiree

der

# Ex-Regenten

## in England

und ihre

## Begegnung

mit

# Lola Montez.

Von

A. Hopf.

Berlin.
Verlag von Leopold Schleſinger.
(Schloßfreiheit Nr. 8.)

1848.

BIBLIOTECA
NACIONAL

Gegend: England. Dekoration: Ein Zimmer im Schlosse des Grafen von Neuilly, Ex-König der Franzosen.

---

(Ludwig Philipp und Guizot sitzen und spielen Schach.)

Guizot. Ew. Majestät haben heut kein Glück! (Er schiebt einen Bauer vor). Matt!

Philipp. Nein, das ist unerhört! Ich habe noch die Königin und sämmtliche Offiziere, und dennoch wirklich matt.

Guizot (lächelnd). Ja, die Offiziere stehen rings um den König und doch nicht einer, der ihn vor dem Matt retten könnte.

Philipp. Warten Sie, ich gebe eine Hauptfigur auf.

Guizot. Es ist zu spät, Majestät! Sie können sie alle opfern, aber den König retten Sie nicht mehr.

Philipp (in höchster Aufregung, wirft das Spiel um). Es ist zu spät! Ja, dieses Donnerwort wird mir ewig in den Ohren klingen. Ich mußte früher opfern, ich mußte Sie opfern, Guizot, dann rettete ich mein Spiel, an dem ich 18 Jahre kombinirt habe.

Guizot (nimmt eine Prise). Schon wieder die alte Geschichte. Daß Ew. Majestät den Thron nicht vergessen können, obgleich die Asche davon bereits in alle Winde gestreut ist. Beruhigen Sie sich, Graf Neuilly. (Mit Nachdruck). Die Flammen, die den französischen Thron verzehrten, sind noch nicht gesättigt. Schon lecken sie gierig nach Deutschland hinüber; schon umzüngeln sie die Hauptstützen der deutschen Throne: den Despotismus. Wehe den deutschen Fürsten, sollten sie Blut in die Flammen gießen, um sie zu löschen. Blut ist Oel in solchem Feuer.

Philipp (erstaunt). Ist Ihnen diese Weisheit über Nacht gekommen, Herr Ex-Minister? Doch wohl, denn sonst würden Sie sich nicht eines solchen Mittels zum Löschen bedient, und es mir nicht angerathen haben.

Guizot. Danke für das Prädikat: Ex; ist mir doch etwas von Ex—cellenz geblieben. Was aber den fraglichen Punkt betrifft, so ist diese Weisheit schon sehr alt. Aber Ew. Ex-Majestät erinnern sich vielleicht der Geschichte vom Fuchs, der trotz seiner Weisheit in die Falle ging, vor deren Gefahren er seine Jungen stets warnte. Er wußte mit größter List zu rauben, bis endlich doch die Falle zusammenklappte, und er nur mit Zurücklassung seines Schwanzes, der ihm drohenden Gefahr des Todschlagens entrann.

Philipp (vergnügt). Bravo! bravo! Ministerchen. Das geht ganz herrlich; denn ein König ohne Land ist wie ein Fuchs ohne Schwanz. Nun ich denke, das Klügste war, daß wir unsern Raub in Sicherheit brachten. So ein hundert Milliönchen sind schon der Mühe werth, etwas dafür zu

wagen. Wir sitzen jetzt wie die Dachse in ihren Löchern und zehren von unserm eigenen — nein, von dem Fette unseres geliebten Volkes, das wohl noch einige Zeit brauchen wird, bevor es wieder zu Kräften kommt.

Guizot (für sich). Na endlich ist er wieder bei heiterer Stimmung (laut). Nicht wahr, es ist doch immer noch besser: ein König ohne Land, als einer ohne Kopf zu sein?

Philipp (ängstlich). Sprechen Sie nicht davon, nur davon nicht. Ich fühle immer so ein Kitzeln hinter der Halsbinde, wenn man mich daran erinnert. Ach, Guizot! es war doch eine schöne Zeit wo die Unterthanen sich nur kriechend dem Throne nahen durften, wo die Könige noch die Macht besaßen, jedes ihnen mißliebige Wort mit dem Stempel des Hochverraths zu bezeichnen, wo es nur eines einzigen Winkes der von Gott gesalbten Hand bedurfte, um Hunderte von Unterthanenköpfe in den Sand rollen zu lassen. Ach die schöne, alte, goldne Zeit! Sie ist nicht mehr.

Guizot. Deutschland kriegt dafür die schwarz-roth-goldene.

Metternich (kommt hereingestürzt). Guten Morgen, Vettern! Ach! War das eine Hetze.

Guizot und Philipp (bestürzt). Wie? — Metternich!?

Guizot. Also auch in die Wiener ist der Teufel gefahren?

Metternich. Drin saß er schon lange, jetzt ist er bloß ausgefahren.

Philipp. Wer hätte das gedacht. Ich glaube, die Wiener könnten nur tanzen, singen und Backhähndel essen. Warum schickten Sie nicht den Strauß mit der Geige dazwischen? Der hätte ihnen die Revolution in die Beine getrieben.

Metternich. Ach, ich habe ihnen ein so hübsches Concert aufspielen lassen, von Kleingewehrfeuer und Kanonendonner zurecht gemacht. Da kamen so ein 50,000 Rebellen und fingen an mit unsern Musikanten Quadrille zu tanzen. Heiza! Das ging lustig. Manche vergnügte Seele ist bis in den Himmel gesprungen.

Guizot. Ich verstehe. Aber mein Freund Metternich mußte auch springen.

Metternich. Freilich, freilich (bedeutsam). Und ich bin nicht der Letzte. Aber sauer ist mir's geworden, denn ich habe mich seit Jahren daran gewöhnt, immer langsam — rückwärts zu gehen, und diesem schönen Beispiele folgte das ganze Deutschland. Da traten wir dem Zeitgeiste auf die Hühneraugen und schub! giebt er uns einen Tritt vor den — Entschuldigen Sie! —

Philipp. Bitte, keine Umstände. Wie ist es aber mit Ihnen von wegen (er reibt mit dem Daumen den Zeigefinger).

Metternich. I nun, das macht sich. Man ist ja auch nicht auf den Kopf gefallen, und unsre geliebten Unterthanen, die verfluchten Schufte! — Unter uns.

Philipp (lächelt und nickt beifällig).

Metternich. Die ließen sich ja pflichtschuldigst von mir die Röckchen und Hosen ausziehen. Als ich ihnen aber an's Hemde wollte, da fingen sie an sich zu schämen und wehrten sich.

Philipp. Ja es ist unerhört! Wie mag's denn in Preußen stehn?

Alle drei (lachen). Ach die Schlafmützen!

Guizot. Ich vermuthe, die werden sich von Gottes Gnaden wohl noch ein Weilchen schinden lassen. Wenn sie öklich werden wollen, so ruft man den zehnjährigen Grundbesitz zusammen, und dann setzt sich der Philister mit der Vossischen hinter's Weißbier und freut sich über die Deklamationen eines Hansemanns und Vincke.

Metternich. Wie ich hörte, soll's aber doch gähren. Indeß vermuthe ich, es ist bloß Weißbier.

Guizot. Nichts weiter als Weißbier.

Ein Diener (tritt ein und meldet). Seine Königl. Hoheit der Prinz von Preußen (ab).

Alle drei (verwundert). Von Preußen? Hm! —

Prinz von Preußen (tritt ein). Morgen! (setzt sich, stützt den Kopf in die Hand).

Philipp. Darf ich meinen Augen trauen! Wie kommen Sie hieher Vetter? Sie scheinen mir nicht wohl Prinz. Wie ist Ihnen?

Prinz von Preußen. Danke für die gütige Nachfrage. Spottschlecht!

Philipp. Ew. Liebden sollten zur Ader lassen. Hr. Charles! Mein Arzt!

Prinz von Preußen (springt auf). Wer spricht hier von Aderlassen? O ich komme von einem Aderlaß, von einem Blutbade, wie die Welt noch nie gesehen.

Guizot. Bitte um Entschuldigung. Frankreich liegt auch in der Welt. Oder sollte Paris —?

Prinz von Preußen. Ach was Paris! Ja es hat sich hervorgethan dieses Paris, — hält aber dennoch keinen Vergleich mit Berlin aus; denn — —

Guizot (ihn unterbrechend). Wenn ich mir erlauben darf zu fragen: steht Berlin noch?

Prinz von Preußen. Leider ja, aber meine Schuld ist's nicht; denn ich habe für das Gegentheil nach Kräften arbeiten lassen.

Philipp. Also wieder so ein kleiner Kartoffelkrawall?

Prinz von Preußen. Diesmal war's ein großer. Das Volk würfelte mit uns um die Macht. Ich warf 200, die Rebellen 1100 und somit haben sie's Spiel gewonnen.

Guizot (lächelnd). Ei ei, das nennt man Hazard. Da haben Sie ja Ihr ganzes Vermögen auf's Spiel gesetzt.

Prinz von Preußen. Richtig. Ist jetzt Alles National-Eigenthum geworden.

Metternich. Ich sehe wohl, wir haben alle in Verzweiflung: va banque! gerufen, und alle verloren. Aber um Vergebung, mein Prinz, diente Ihnen denn Frankreich, Oestreich und viele andere Staaten nicht zur Lehre? Sie hatten doch erfahren, daß an unserm großen Staatsinstrument die Saiten geplatzt waren, weil wir sie zu straff angezogen hatten; warum stimmten Sie sie nicht ein wenig herab?

Prinz von Preußen. Consequenz iſt Mannestugend! Was nicht biegen will, muß brechen. Ich habe kein ſo weichmüthiges Herz wie mein Königlicher Bruder; ich bin Soldat im ſtrengſten Sinne des Worts, und habe niemals einen Widerſpruch gelitten. Meinem Character treu hab' ich gehandelt, und das kann nicht Jeder von ſich ſagen.

Philipp. Aber die Welt wird behaupten, wir hätten unſre Zeit nicht begriffen.

Guizot. Papperlapap! Was Welt! Wir haben lange genug Geſchichte gemacht; mögen's die Völker nun auch verſuchen. Aber wie kam es, Prinz, daß die gemüthlichen Berliner, die doch ſonſt ihr Kreuz geduldig trugen, daſſelbe ſo plötzlich abſchüttelten?

Prinz von Preußen. Ja wie kam's? Der abſolutiſtiſche Oſtwind wurde vom republikaniſchen Weſt hinaus geblaſen. Das Volk athmete dieſe Peſtluft, und da ging ihnen ein Seifenſieder auf. Sie wollten ſich nicht mehr auslachen laſſen von Frankreich und der ganzen Welt. Da ſtellten ſie Forderungen; der König hielt nachgeben beſſer als feſthalten; er gewährte, was die Unverſchämten verlangten. Da packte mich der Grimm; meine Soldaten kennen mich: die Infanterie ließ aus Verſehen zwei Gewehre losgehen, von der Kavallerie wurde aus Mißverſtändniß ſcharf eingehauen, und ein Irrthum entſtand bei der Artillerie, daß ſie mit Kartätſchen ſchoſſen, und ſo kam's.

Philipp. C'est tout comme chez nous. Grade wie bei uns. Und doch nichts ausgerichtet?

Prinz von Preußen. Die Empörer ließen ſich ja ſchlachten für ihre Freiheit. Feſt wie die Mauern ſtanden ihre Barrikaden, aber feſter noch ſtanden die Rebellen und trotzten den Bajonetten und dem dichten Kartätſchenhagel, den ich ihnen entgegen ſchickte. Wenn ich die Empörer nicht haſſen müßte, weil ſie die Macht der Krone brachen, ich würde ſie bewundern ihres Heldenmuthes halber.

Philipp (zu Guizot). Grade wie bei uns (zum Prinzen). Nun wollen Sie wohl in England Hilfe ſuchen?

Prinz von Preußen. Nein, blos ein Chambre garni.

Alle drei (erſtaunt:) Alſo auch fort —?

Prinz von Preußen (lakoniſch). Wie man's nimmt.

Metternich (reibt ſich vergnügt die Hände). Na, da iſt ja der Robber fertig. (Man hört draußen ſingen:)

Ueberall bin ich zu Hauſe,
Ueberall bin ich bekannt:
Aber hole doch der Teufel
Das verfluchte Vaterland! —

Iſt denn kein einz'ger Hund von Diener da? Hallo! ihr Schufte heraus! Hier iſt die Sennora, Lola, Spaniola, Comteſſe de Landsfelo hochwohlgeboren.

Metternich. Na nun wird's Tag! Was will denn die hier?

Guizot. Wahrſcheinlich die intereſſanten Umſtände vermehren helfen.

Philipp. So lange die hier ist, darf der Prinz-Gemahl Herr Albert gewiß nicht zu uns kommen, oder Victoria nimmt ihn wenigstens an den Schürzenzipfel.

Lola (öffnet die Thür). Ach! Sieh da! Willkommen Schicksalsgenossen! Ich werde euch auf die Kneipe rücken (sie tritt ein).

Prinz von Preußen (heimlich zu Metternich). Was ist das für ein Geschöpf? —

Metternich (ebenfalls heimlich). Das ist ja die baiersche Pompadour, die dem poetischen Ludwig so treffliche Dienste geleistet hat, daß er sie in den Grafenstand erhob.

Lola (haut Metternich mit der Reitpeitsche über's Kreuz). Du alter Sünder! Hier hört das Pläneschmieden auf. Wie ist's denn? Kein bairisch Bier? Keine Cigarren? Glaubt ihr, ich solle hier an den Nägeln kauen? Da kennt ihr die Lola nicht. Bedienung vor! (sie schießt ein Pistol ab, mehrere Diener kommen gestürzt). Seht ihr Hallunken? Ich will euch Beine machen. Champagner her! Aber schnell; sonst haue ich euch, daß die Fetzen fliegen sollen (Diener ab). Jetzt laßt euch einmal bei Lichte betrachten (sie lorgnettirt die Gesellschaft). Ach! Nichts los! Sind mir meine Allemannen lieber.

Philipp (pikirt). Um Vergebung, Mamsell, gedenken Sie hier lange zu bleiben?

Lola. Wenn ihr galant seid gegen mich, so restire ich in eurer Mitte. Ach, da kommt Champagner! Sapperment die Sorte ist gut! Jetzt werdet ihr mich nicht mehr los.

Guizot. Schöne Aussicht. Wissen Sie nichts Neues aus Baiern zu berichten?

Lola. Na ob! Mein armer Ludwig hat die Zügel der Regierung, der ältesten Frucht seiner Lenden übergeben. Wundert mich nicht, daß ihm's Regieren so schwer wurde; er hatte sich an meine Hilfe gewöhnt, und ich verstand's. Kreuzdonnerwetter! Die Münchner Knödelfresser hätten noch was erleben sollen, wenn sie mich nicht weggejagt hätten. Meine spanischen und sonstigen Vettern waren schon so ziemlich alle untergebracht, und das Studentencorps Allemania würde ich zu meiner Leibgarde erwählt haben. Die Uniformen des Militärs wollt' ich auch reformiren, und ich hätt's durchgesetzt, daß sich in kurzer Zeit kein bairischer Offizier ohne spanischen Kragen auf der Straße sehen lassen durfte.

Metternich (ironisch). Was hatte denn die Garde, Leibgarde wollt' ich sagen, für Funktionen bei Ew. Gnaden zu verrichten?

Lola. Keine schlechte Witze, alter Sünder, sonst fordere ich Dich vor die Klinge. Eingeschenkt, ihr Spitzbuben von Bedienten!

Ein Diener (tritt ein und meldet). Am Schloßthore steht ein Mann und begehrt Einlaß.

Philipp. Wer ist's?

Diener. Er nennt sich Ludwig der Springer und spricht blos in Reimen. Hören Sie, er singt. (Man hört spottschlechten Gesang mit Harfenbegleitung:)

So wandre ich nun über Stock und Stein,
Durch Thäler und Klüfte,
Ueber Seen und Grüfte,
So mutterseelen ganz allein.
Mein Auge ist thränig, mein Herz das bricht;
Ach! meine Lola find' ich nicht!

Lola (springt auf). Wenn das nicht mein Ludwig ist, so soll mich der Teufel holen! Solche Verse kann kein anderer Dichter machen.

Ludwig (im Pilgerkleide mit der Harfe stürzt herein). Was hör' ich! Welche Töne! Wie entzücken sie mein Ohr. Ha! Lola!

Lola. Mein Ludewig! (sie sinken einander in die Arme.)

Philipp (trocknet sich die Augen). Gott, wie rührend!

Lola (windet sich mit sanfter Gewalt aus Ludwigs Armen). Aber nun eine Bitte, Theurer!

Ludwig. Fordre meine Seele. Alles sei dir gewährt.

Lola (schmeichelnd). Laß die Allemannen nach England kommen.

Ludwig (reibt sich die Stirn). O Grausame! Indeß es sei. Ich fühle meine Ohnmacht. Doch nun zu euch Vettern (er breitet die Arme nach ihnen aus). Ihr seid euer vier, meine Lola ist die fünfte,

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der — Sechste.

Ein Diener (zu Philipp). Herr Graf, es ist eine bescheidene Anfrage da aus Baden, ob hier noch eine Wohnung zu vermiethen ist.

Philipp. Nein, jetzt ist Alles besetzt.

Diener. Vielleicht der östliche Flügel des Schlosses?

Philipp. Da hat der Kaiser von Rußland schon Draufgeld bezahlt.

Diener (ab). (Alle umarmen sich und singen:)

Hier sind wir so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb!

(Von hinten scheint die Sonne in's Fenster. Vorhang fällt).

Druck von C. A. Schiementz u. Co.,
Commandantenstr. 76.

Leg m. Hopf

1327 m

# Theater-Humoresken.

Herausgegeben

von

A. Hopf.

Mit Beiträgen von C. Helmerding.

Berlin, 1870.

Verlag von Reinhold Schlingmann.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Das erste Café-chantant Berlins | 1 |
| Eine Theater-Agentur | 13 |
| Die Berliner Volkstheater | 20 |
| Ein Spaziergang von Berlin nach Amsterdam | 44 |
| Der verschwundene Percy | 81 |
| Die Mittnase | 86 |
| Die geschminkte Souffleuse | 89 |
| Eine Theaterprobe | 91 |
| Ein erstes Engagement | 111 |
| Geistesgegenwart | 119 |
| Vatermörder | 121 |
| Es ist der Nämliche | 123 |
| Mehr Pause | 126 |
| Wallner. Helmerding. Suppé | 128 |

Wallner. Neuche . . . . . 131
Wilhelm Klüger . . . . . 133
Engel . . . . . 137
Meyer . . . . . 145
Börner. Böttner . . . . . 148
Fritz Beckmann . . . . . 151
Jakob Wagner . . . . . 153
Wallner . . . . . 155
Tavisen . . . . . 157
Helmerding. Döring . . . . . 159
Helmerding . . . . . 162
Der alte Bauer . . . . . 164
Charlotte Wetter . . . . . 167
Laura Schubert . . . . . 168
Nina Mayr . . . . . 171
Heinrich Blum . . . . . 174
Moritz Ren . . . . . 175
Helmerding's Familie . . . . . 176

# Das erste Café-chantant Berlins.

(Vor vierzig Jahren.)

Wenn Jemand heute das „Ballhaus“ in Berlin besucht, fühlt er sich fast geblendet von der Menge der Kronen, Lustres und Gassterne, die sich durch riesige Spiegelwände verhundertfachen; mit Vorsicht muß der Besucher seine Schritte lenken, um auf dem hell und glatt polirten Parquetboden nicht zu Falle zu kommen. In den Nebensälen rauschen und plätschern die Fontainen, schwere Damast-Vorhänge verhüllen die traulichen Nischen und rufen dem indiscreten Lauscher ein strenges „Bis hierher und nicht weiter!“ zu.

Die lieblichen Klänge des Orchesters, dazwischen das Knallen der Champagner-Pfropfen, das Vorüberschweben der tanzenden Paare, das Lachen und Gläserklingen neben, über und unter uns — dies Alles bildet

ein Conglomerat von Eindrücken, die die Sinne, selbst des strengsten Moralisten, gefangen nehmen und ihm die Außenwelt, mit allen ihren Plackereien, wenigstens auf Stunden vergessen machen.

Der Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten, der Wirth des Ballhauses, erscheint in nobelster Toilette, den goldenen Kneifer auf die — nicht zu kleine — Nase gedrückt, und bildet gewissermaßen den Mittelpunkt, die Axe, um die sich hier Alles dreht.

Um das Residenz-Publikum von heute anzulocken und zu fesseln, bedarf es des ausgesuchtesten Luxus, der raffinirtesten Erfindungsgabe heller Köpfe, denn die höhere Gesellschaft ist zum großen Theil blasirt, der Geschmack abgestumpft. Paris hat nur noch Kraut und Rüben.

Kehren wir also nun einmal zurück in die feste, [illegible] alte Zeit.

Wie sah es vor vierzig Jahren in diesen, heute so brillanten Räumen aus? Wie amüsirte man sich hier vor einem halben Jahrhundert?

Der Hauptsaal bildete ein längliches Viereck, mit ausgemalten Tapeten, die Beleuchtung war trüb, ein Balcon, zu dem eine schmale, steinerne Treppe führte, und Logen zogen sich um den ganzen Saal. Das Orchester lag tief, vor demselben erhob sich ein Podium — „Schaffot" nannten es die Berliner —

auf welchem Quadrillen, Stelzentänze, Scenen aus Comödien und so weiter, „abgethan" wurden.

Eigenthümer und Wirth jenes Locals war der, damals weit bekannte, wenn auch nicht besonders berühmte „Vater Gräbert", der als Gyps- und Wachsfigur, in Ton und Holz, als Streichholzmann gebildet, wie heute die Herren Müller und Schultze, auf allen Jahrmärkten für wenige Groschen zu kaufen war.

Auf einer Ausstellung im Jahre 1830 wurde ein Oel-Bild gezeigt: „Vater Gräbert, Rede haltend," das großen Zulauf hatte.

Der Vater hatte für die leibliche Nahrung seiner Gäste Sorge zu tragen; das geistige und künstlerische Wohl derselben lag in der Hand des Sohnes, der in der ganzen Stadt nur „Louis" genannt wurde.

Gräbert junior war groß im Arrangiren von Tänzen, im Stelzenlauf und Voltigiren; ganz besonders aber im — Hinauswerfen von unliebsamen Persönlichkeiten.

Dieses Künstlers höchster Ehrgeiz lag daran: auffallend zu erscheinen und von sich reden zu machen. Zu diesem Zwecke fuhr er in einem Cabriolet, bespannt mit einem weithin leuchtenden Goldfuchs; er selbst, in einem papageygrünen Rock, mit rosa Futter ge-

kleidet, machte, vom hohen Olymp des Kutscherbockes herab, den Rosse-Lenker.

Wenn er in solchem Aufzuge durch die Straßen fuhr, rief Alles lachend: „Platz Berliner, Louis kommt!"

Diese Popularität, in die sich später der bekannte „Pietsch" und „Vater Wrangel" theilten, erfreute ihn außerordentlich.

Die Mutter des jungen Mannes, „Madame Gräbert" (die Schwiegermutter der jüngst verstorbenen „Mutter Gräbert", Louis' nachmaliger Frau), war eine sehr corpulente Frau, die sich in ihrem fünfzigsten Jahre noch für unwiderstehlich hielt.

Ihre Toilette stand Vormittags unter dem Niveau der ihrer Köchin; Nachmittags und Abends dagegen war die Dame gehüllt in theurem Atlas, der Hals umwickelt mit einer schweren goldenen „Erbskette", alle Finger beringt, und in den Ohren blitzten Brillanten.

War die letzte Nadel an ihren Putz gesteckt, dann mußte sie „Louis" durch die belebtesten Straßen Berlins, gewissermaßen als Schaugericht, spazieren fahren.

Wenn sie so „hochaufgemöbelt" vor ihrem Gatten erschien, pflegte dieser zu sagen: „Als ick noch

Raschmacher-Gösölle war, und Du müt Apfelsünen handeltest, güngest Du vül eunfacher!"

Solche Worte entfachten aber gewöhnlich einen Brand in dem Gemüth der stolzen Dame, und nicht selten kam es zu unliebsamen Erörterungen, nach deren Beendigung die zehn Finger der Gemahlin in dem Toupet des Gemahls oft wundersame Frisuren zurück ließen.

Bei ihren Vergnügungs-Ausflügen liebte es Madame, recht viel Gefolge hinter sich zu haben; sie nannte das ihre „Schwiete."

Da sie bei solchen Gelegenheiten mit freigebiger Hand „ponnirte", so war es kein Wunder, daß die „Schwitiers" sich zahlreich einfanden. Aber ihr Reichthum mußte anerkannt werden, sonst gerieth sie in Zorn.

So saß sie eines schönen Sommertages in einem öffentlichen Garten zu Pankow, umgeben von großer Gesellschaft; den Tisch bedeckte eine Batterie von zwanzig bereits geleerten Flaschen. Da erscheint der Kellner, um den Tisch zu räumen.

„Was soll da werden?" fragte Madame Grübert strengen Blickes.

„Ich will nur die leeren Flaschen fort nehmen, Madame," erwidert der Kellner, sehr devot.

„Ich kann Ihnen Shawls bis zu hundert Thalern vorlegen, wenn Ihnen der Preis nicht zu hoch ist," sagte schnell der Kaufmann.

„Mir der Preis zu hoch? — Haha! — Zeigen Sie!" Und nicht lange wählend, legt sie eines der kostbaren Tücher bei Seite, sprechend:

„Diesen Schall will ich haben, der gefällt mich; Nachmittag hole ich ihn ab. Adjeu!"

Nach diesen Worten schreitet sie furbaß.

Der Commis legte, ärgerlich ob der nutzlos verwendeten Zeit und Mühe, die Shawls wieder in ihre Fächer und wurde dann anderweitig in Anspruch genommen.

Nachmittag, gegen fünf Uhr, hält vor dem Laden ein elegantes Cabriolet, ein Herr in einem papageyenen Rock mit rosa Futter lenkt das Gefährt, eine Dame in reicher Toilette entschwebt dem Phaeton und tritt in den Laden, mit den Worten beginnend:

„Da bin ich, um mir meinen Schalltuch zu holen, den ich Vormittag gekauft habe."

„Ah, sehr erfreut, gnäd'ge Frau! — Hier ist das Tuch."

Der Titel „gnäd'ge Frau!" dämpfte in Etwas den Unmuth der Erzürnten; aber der Aerger kochte noch in kleinen Blasen nachträglich auf.

„Hier sind die hundert Thaler für den Schall!"

Hier springt die Dame auf, stützt beide Hände in die Hüften und ruft zornentbrannt:

„Was? die leeren Flaschen wegnehmen? — Zurück, Sklave! — Die Leute, die hier vorüber gehen, sollen wohl denken, die Gräberten hat nichts verzehrt?“ —

Ein lautes Bravo der Suitiers lohnte ihr für diesen Bravour-Akt, während der Kellner mit eingezogenem Kopfe, aber heimlich lachend, davon schlich.

Ein anderes Mal erscheint die Dame, in sehr bescheidener Toilette, Vormittags in einem der ersten Manufactur-Geschäfte an der Schloßfreiheit und verlangt einen „Schall“ zu kaufen.

Der Commis sieht sich die unscheinbare Käuferin mit einem schnellen Blicke von unten herauf an und legt ihr ein Tuch für zehn Thaler vor.

Madame Gräbert hat aber den indiscreten Blick des jungen Kaufmanns wohl bemerkt und sofort den Entschluß gefaßt, den „Ladendiener“ für seine Impertinenz zu strafen.

„Das ist ja eine armselige Handlung!“ spricht sie mit geringschätzender Miene, „die eine Dame von Stande „Umschlage-Schälle“ für zehn Thaler vorlegt. Da muß ich mir schon weiter bemühen.“

Das Renommé der Handlung mußte gerettet werden.

ſagte ſie, das Geld nachläſſig hinwerfend, „und hier iſt noch ein Thaler Biergeld for Ihnen. Sie dachten wohl, ich könne ſolch Tuch nicht bezahlen? — Haha! — Was koſtet hier die ganze Bude, Sie mit inbegriffen? — Solche Kleinigkeit gebe ich meinem Hausknecht zu Weihnachten.“ Und mit erhobener Stimme ſetzte ſie hinzu: „Ich bin nämlich die Gräberten, damit Sie's wiſſen; in der Waldemarſtraße, das iſt mein Local. Merken Sie ſich das!“

Und ſtolz, wie die ſchottiſche Marie vor der blutdurſtigen Eliſabeth, verabſchiedet ſie ſich von dem „Ladendiener“ und fährt in Louis' „Kabberjolet“ nach Hauſe.

Indeß iſt der Abend heran gedämmert, die Kaſſe wird geöffnet und eine wahre Völkerwanderung hält ihren Einzug in die rauchigen Räume, denn ein „Benefiz für Fräulein von Schartmann“ kündet ein großer Zettel an den Straßenecken.

Fräulein von Schartmann war eine grazieuſe Blondine und keiner Grauſamkeit gegen das Männer-Geſchlecht fähig. Die Zahl ihrer Verehrer war daher ſo ziemlich Legion.

Das Publikum am Montag — dem Haupttage, an dem die theatraliſchen Vorſtellungen ſtatt fanden — recrutirte ſich, in ſeiner Mehrheit aus Studirenden, Beamten, Künſtlern, Kaufleuten, allerhand dunklen

Existenzen und auch manch Prinzlein im schlichten Oberrock stand in einer schattigen Ecke des Saales, um einiger Bröcklein des „schauderhaften Ulks" theilhaftig zu werden.

Der damalige Schauspieler, jetzige Hofrath Herr Louis Schneider, war montäglicher Stammgast, und Prinz X. war in der Damen-Garderobe beim Ankleiden sehr oft behülflich.

Nachdem das Local in allen seinen Räumen gefüllt ist, ertönt aus dem wirren Gesumm plötzlich der laute Ruf: „Dessauer!" — Das ist das Allarmsignal. Alles brüllt nach: „Dessauer! Dessauer!" und der Sturm legt sich nicht, bis die Trompete das bekannte: „So leben wir alle Tage!" sammt dem obligaten Piston-Triller dreimal herunter geschmettert hat.

Jetzt schweigt die Musik. Von den ausübenden Künstlern läßt sich noch Niemand auf dem „Schaffot" sehen — die Langeweile fängt wieder an, Platz zu greifen.

Da tönt von der dunklen Treppe, die zum Balcon führt, ein angstvoller Mädchenschrei, und durch die tabakgeschwängerte Luft kommt Etwas geflogen. Dieses Etwas fällt in's Parquet, von da wird es auf die Bühne geschleudert, ein „Kunstgehülfe" spedirt es auf den Balcon, und von oben herab sendet man das Etwas wieder in's Parterre.

Es flieat das unbekannte Ding, unter allgemeinem Hurrah! eine Viertelstunde nach allen Richtungen, bis endlich ein Neugieriger es festhält, es einer genauen Inspection unterwirft und danach Allen männiglich zu wissen thut, daß es ein, dicht am Kopf abgeschnittenes Menschenohr sei, das einer der Herren Mediciner dem Mädchen, im Vorübergehen, in die Hand gedrückt hatte.

Das Publikum lacht; aber dem „Vater Gräbert" oder dieser „Ulk" doch über die Hutschnur.

Er erscheint auf dem „Schaffot" mit einem Gesicht, so glühend, wie die schneebedeckte Kuppe des Pilatus in der Culmination des Alpenglühens.

„Meine Herren!" beginnt er mit krähender Stimme —

Das ist es, worauf die ganze Gesellschaft von Anfang sehnsüchtig gewartet hat: auf eine Rede vom Vater Gräbert.

Von allen Seiten ertönt es jetzt:

„Still da! Hören wir den Anton aus der Mark, den von Mark Anton!"

„Der Cäsar war ein Tyrann! — Auf's Forum!"

„Vater Grabert ist der bravste Mann in Rom."

„Mich dunkt, in seinen Reden ist viel Grund."

„Lest das Testament!"

„Erbrechen gefällig, Brutus?"

„Meine Herren!“ beginnt der Gehöhnte durch den Tumult auf's Neue.

„Schließt einen Kreis um ihn!“

„Zurück vom Sarge! Weg von der Leiche!“

„Ruhe für den Antonius!“

Und so geht das Durcheinanderschreien weiter.

„Meine Herren!“ setzt er zum dritten Male an, „ihr Herren, die solche Strenche mit abgeschnittenen Ohren verübt haben —“

„Sie waren Bösewichter! Mörder! Steckt ihre Häuser in Brand!“

„Das Testament des Cäsar! — Ruhe! — Auf's Rostrum!“

Mit hoch geschwollener Zornader springt nun Vater Gräbert auf einen Tisch, nimmt die letzte Kraft seiner Lunge zusammen und schreit heraus:

„Meine Herren! Sie sind alle dumme Jungen!“

Ein unauslöschliches Gelächter folgt dieser demosthenischen Stilprobe. Im Nu haben einige kräftige Jünglinge, aus dem gesegneten Lande der Westphalen, die sich hier „Studirens halber“ aufhalten, das Orchester übersprungen, und mit einem kühnen Salto mortale stehen sie plötzlich auf dem Schaffotte, neben dem Rednertisch des Vater Gräbert. Rasch heben Zwei den heftig Zappelnden auf ihre Schultern und marschiren mit ihm, nach dem Takte der Melodie des

Deſſauer Marſches, begleitet von dem ſechshundertſtimmigen Geſange: „So leben wir alle Tage!“ auf der Bühne herum, wonach ſie ihn mit der größten Zuvorkommenheit — in den Souffleurkaſten abſetzen.

So amüſirten ſich die Berliner vor vierzig Jahren im heutigen Ballhauſe.

## Eine Theater-Agentur.

Wenn Berlin an Allem Mangel haben sollte, an Theater-Agenturen keineswegs. Diese sind, in Betreff ihrer Thätigkeit, in fast eben so viele Klassen zu theilen, wie die Theater selbst. Die bedeutendsten, Röder und Michelson, befassen sich nur mit Engagements und Gastspielen für Hofschauspieler und Künstler ersten Ranges; nach Röder kommt A. Entsch, der Nachfolger A. Heinrich's, des eigentlichen Gründers der Theater-Agenturen; dann Waldemar Bloch, Louis Fränkel, Robert Linderer, Emil Neumann, neuerer Zeit auch Dr. Thiele, der Eigenthümer des „Publicist", dessen Agentur einen raschen Aufschwung zu nehmen scheint. Ist ein Schauspieler ohne Engagement, wendet er sich an einen Agenten, und dieser

verschafft, nach Maßgabe der Fähigkeit des Engagements-Suchenden, dem Letzteren eine Stellung, wofür er einen bestimmten Antheil von der Gage erhält. Ist bei einem Theater-Director irgend ein Fach gar nicht oder nur unvollständig besetzt, so wendet er sich ebenfalls an einen der Agenten, und der hat Sorge zu tragen, daß die Lücke schleunigst und bestens ausgefüllt werde.

Aus dieser oberflächlichen Andeutung wird der Leser schon ersehen, daß die Theater-Agenturen nach beiden Seiten hin nothwendige Institute sind.

Interessant ist es mit anzusehen und anzuhören, wenn ein Director irgend einer kleinen Provinz-Bühne sich mit frischen Kräften „für die Saison" versieht. Er schreibt dann vorher an den Agenten, der ihm seit Jahren die Geschäfte besorgt, und theilt ihm mit, daß er an einem bestimmten Tage bei ihm eintreffen werde, um die verschiedenen Fächer seines Kunsttempels würdig zu besetzen. Sofort sendet der Agent Briefe und Telegramme nach allen Richtungen der Windrose, um diejenigen Theater-Mitglieder, die eines Engagements benöthigt sind, aufzufordern, zur bestimmten Stunde bei ihm einzutreffen. Der wichtige Tag erscheint und das große Bureauzimmer des Agenten ist bald gedrängt voll von Männlein und Fräulein, alle „in Weiß". Die Damen erscheinen in Sammet und

Seide, geschmückt und behängt mit Allem, „was Liebe in der Zeiten Lauf gespendet". Wir sehen Mädchen und Frauen, mit frischen, blühenden Gesichtern, andere mit welken, verlebten Zügen, die „Rosen weiß und roth, mit Puder aufgelegt". Die hierbei anwesenden „herrlichen" Mitglieder der Kunst erscheinen ebenfalls en grand tenue, wobei das Stück: „Zwei Freunde und ein Rock" keine unbedeutende Rolle spielt.

In der ersten Stunde geht es etwas kalt und steif in der Gesellschaft zu; endlich trifft Einer und der Andere auf ein bekanntes Gesicht, und nun ist das Feuer der Unterhaltung bald auf der ganzen Reihe eröffnet.

„Habe ich nicht das Vergnügen, Herrn Schnabel —?"

„Ei, mein werther Freund Spillecke! — Wir waren ja zusammen engagirt, in Zwickau und Plauen, beim Director Leffler. — Ich gedenke noch Ihres Richard III. Wissen Sie, an dem Abende haben Sie mir recht leid gethan!"

„Leid gethan? Wie so?" fragt Herr Spillecke, mit langem Gesicht.

„Na, hören Sie mal, ein solches Trommeln und Pfeifen ist noch nicht dagewesen! Schon in der zweiten Scene, wo Richard zu dem Edelmann zu sagen hat:

„Schamloser Hund!
Sieh' Du, wenn ich's befehle!"

ertönte schallendes Gelächter. Ich sagte gleich: „Der arme Spillcke muß eine Menge Feinde in Zwickau haben, denn das war doch nur gemachter Scandal. Und wie hat Sie die Kritik verarbeitet! Nun, dafür haben Sie auch einem der Recensenten eine sublime Ohrfeige applicirt!"

Herr Spillcke ist bei dieser „freundschaftlichen Erinnerung" bald roth, bald blaß geworden. Die umstehenden Collegen lichern und geben sich geheimnißvolle Winke.

Da lacht der Verhöhnte plötzlich laut auf und sagt:

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich der famosen Geschichte. War eine schlimme Gesellschaft in Zwickau. Ich hörte nachher von dem Theaterdiener, daß man sogar überreifes Obst nach mir werfen wollte; zum Glück war keines mehr zu haben, da man einige Abende zuvor den ganzen Vorrath auf den Hamlet meines Freundes Schnabel verschossen hatte!"

Jetzt wenden sich die Lacher auf Spillcke's Seite und die Reihe, roth und blaß zu werden, ist an Herrn Schnabel.

„Ei, was haben Sie für ein reizendes Collier, Fräulein, und welch ein prachtvolles Armband!" ruft

entzückt eine dritte Liebhaberin, noch im Backfisch-Alter, sich an eine gereifte Schönheit wendend.

„Geschenke aus Riga!“ antwortet obenhin die Angeredete.

„Ach, Riga!“ seufzt eine stark geschminkte Duenna: „da wird die Kunst noch belohnt.“

„Davon hab' auch ich gehört,“ fällt Backfischchen vorlaut ein: „aber man muß hübsch sein!“

„Ich spielte damals erste jugendliche Liebhaberin,“ fährt die stark Geschminkte mit wehmüthigem Tone fort, „und man sagte mir allgemein, daß ich schön sei!“

„Ja,“ sagt Backfischchen in mitleidigem Tone, „man sieht es Ihnen an: Sie müssen früher einmal nicht häßlich gewesen sein!“

In diesem Augenblick wird die Thür, die vom Büreau nach dem Besuchszimmer führt, geöffnet und der Agent erscheint, um der Versammlung mitzutheilen, daß Herr Director Obstfelder aus Perleberg soeben erschienen sei, um sich die einzelnen Bühnen-Mitglieder vorstellen zu lassen. Fräulein Titania Feuerhaken ist die erste, die einer Musterung gewürdigt wird.

Director Obstfelder, ein im Dienste der Musen ergrauter Thespiskarrenführer, thront auf einem Armsessel in der Mitte des elegant eingerichteten Besuch-

zimmers; zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand hält er eine ſilberne Doſe, aus der er zeitweilig ſchnupft oder ſie durch Fingerſchläge mit der linken zu rotiren zwingt.

Agent (vorſtellend). Fräulein Titania Feuerhafen.

Director (muſtert die Dame von unten bis oben). Etwas zu klein für mein Theater.

Agent. Das kommt Ihnen nur ſo vor, Herr Director. Auf dem Theater ſieht die Dame weit größer aus.

Director. Ach, ich wollte ſagen: zu groß.

Titania. Bitte! Meine Größe iſt mein Stolz. Verkleinert wird man an dem Theater ſchon ohnehin genug!

Director. Ihr Fach?

Titania. Tragiſche Heldinnen.

Director. In welcher Rolle wünſchen Sie ſich dem Publicum vorzuſtellen?

Titania. Am liebſten als Lady Macbeth.

Director. Hm! Organ etwas ſpitz.

Titania (ſich zur vollen Höhe erhebend). Erlauben Sie! — (declamirt):

„Warum vom Platz entfernt Ihr die Dolche?
Sie müſſen dort ſein; geht, bringt ſie zurück,
Und ſtreicht mit Blut die ſchlafenden Diener!“

Director. Nun, das mag gehen — für Perleberg.

Titania. O, Sie müssen mich erst hören, im Affect:

„Hinweg, mir aus den Augen! Fahr' zur Hölle!
Dein Blut ist kalt und markles Dein Gebein."

Director. Gut, gut! (Zum Agenten): Machen Sie Contract.

Agent (leise): Wie hoch die Gage?

Director (ebenso): Monatlich zwanzig Thaler und ein halbes Benefiz, jedoch ohne Garantie.

Agent (zur Heldin): Sie sind engagirt.

Titania (mit einer graziösen Verbeugung): Auf Wiedersehen, Herr Director!

Director. In Perleberg.

In ähnlicher Weise werden Liebhaber, Komiker, gesetzte Mütter, Anstandsdamen, Soubretten u. s. w. vorgeführt, gemustert, geprüft und engagirt oder — mit Bedauern zurückgewiesen. Ist das Contingent vollständig, dann sieht sich der Director einige Tage in Berlin um und eilt dann „auf den Flügeln des Geschäfts" nach seinem Bestimmungsort, um Alles vorzubereiten zur neuen Saison — in Perleberg.

# Die Berliner Volkstheater.

Seit Erlaß des neuen Gewerbe-Gesetzes für den Norddeutschen Bund sind die Theater-Unternehmungen allen andern Gewerben gleich gestellt. Demzufolge verwandelten eine Anzahl von Vergnügungs-Instituten sich in Theater, zugleich entsprossen dem Spekulationssinn von Schauspielern und Restaurateuren neue Theater-Unternehmungen.

Der Stand der Restaurateure rekrutirt sich vielfach aus dem der Schauspieler. Eine Restauration bildet häufig die Altersversorgung des Mimen — auch ist das Bühnenvolk stets das angesehenste in den Augen eines Bierwirths, und hat den vornehmsten Platz am Raisonnir-Tische. Was Wunder, daß die neue lockenden Freiheit so viele neue theatralische

Schöpfungen entstehen ließ, wenn die an das Ohr klingende Schlachtdrommete das alte, schon so lange im Ruhestall stehende Mimenroß wiehern machte.

Eigentlich bestand die ganze Metamorphose in einigen Worten und Namen, im Ausklopfen einer alten Maskengarderobe, Abputz alter bemalter Leinewand, Umtaufung des Lokals und Engagemant von einigem Theater-Personal. Die meisten der neuen Theater waren früher Café chantants gewesen — jetzt nannten sie sich Theater — und ihr Restaurateur sich Director. Man hatte ihnen früher keinen Vorhang und keine Coulissen gestattet — man machte z. B. die komischsten und mißlungensten Versuche von Seiten der einschränkenden Behörde, den Begriff des „Costüms" zu definiren, und verbot ihnen Scenen aus Theaterstücken in Costüme darzustellen. Daraus entspann sich ein steter Streit. Eine Ritterrüstung oder ein Cardinalspurpur gehörten unzweifelhaft zu einem Theater-Costüm — aber wie stand es mit dem spitzen Schwalbenschwanz des Dr. Peschke? Machte er den Bestandtheil einer Theater-Garderobe aus? Das Polizei-Präsidium sagte ja — die Besitzer der Café chantants nein — aber ersteres hatte die Macht und häufig wurde den Schauspielern irgend ein ähnliches Kleidungsstück verboten, um die Darstellungen eines

Café chantant und die eines concessionirten Theaters auf einander zu halten.

Wie gesagt, dieser Streit ist nunmehr inhaltslos geworden. — andere Fragen, die des Biers und des Tabaks, scheinen noch nicht brennend genug geworden zu sein, und die Frage, mit welchem Alter ein Menschenkind männlichen oder weiblichen Geschlechts wohl schon abgebrüht genug ist, daß es, ohne weitere Gefahr diese Schaustellungen mit ansehen kann, ist noch gar nicht aufgeworfen worden. Sie dünkt uns jedoch sehr ernst, und weit wichtiger als die Costümfrage, die seiner Zeit unsere Behörden und ihre Logik in Anspruch nahm.

Ob das Theater einen sittlich erziehenden Einfluß auf das Volk ausübt, jemals ausgeübt hat, ist eine Frage, die hier unerörtert, wenngleich nicht unbezweifelt bleiben mag. Im Allgemeinen mit wenig Ausnahmen hat die Bühne sich stets nach dem Geschmack und den Wünschen des Publikums gerichtet; selbst in der Zeit, wo Schiller und Göthe für dieselbe mit Eifer sorgten, wurde das Repertoir stets von der Mittelmäßigkeit der Production beherrscht. Und jetzt, wie sich das Theater in seiner Gesammterscheinung manifestirt, ist es ein Vergnügungs-Institut geworden.

Und bequemen wir uns — unser armes, hart geplagtes Volk bedarf des Vergnügens,

„daß es die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage."

Veredelt es ihn nicht, so macht es ihn froher und tüchtiger zur Arbeit, erhält die Elasticität seines Geistes und Körpers und die Köchin scheuert blanker ihre Kasserolle, wenn ihre Gedanken bei der Jungfrau von Orleans weilen — der Arbeitsmann dreht schneller das Maschinenrad, wenn ihm eine lustige Melodie im Ohre summt. Sie ist sehr monoton diese Sphären-Musik eines sich drehenden Rades, besonders für den, der das Rad täglich 10 Stunden dreht und das schon zehn Jahre mit Ausnahme der Feiertage gethan hat. Unser armes hart arbeitende Volk bedarf des Vergnügens, das beweisen die vollen Kassen des Walhalla-Theaters und seiner Schwester-Institute. Auch das Bier und den Tabak möchte ich diesem lieben Publikum nicht rauben, wie so manche Schriftsteller es durchaus wollen. Hand auf's Herz, geehrter Aesthetiker — was thust Du zuerst, wenn Du Dich Morgens niedersetzest, um Deine Zeitung zu redigiren oder einen Artikel zu schreiben? Du steckst Dir eine Cigarre an, das hat auf Dein Nervensystem einen außerordentlich anregenden, die Productionskraft

befruchtenden Einfluß — nun, rauchst Du schon bei Deiner Arbeit — was der Arbeiter nicht darf — so laß den Mann wenigstens bei seinem Vergnügen sich seine Upmann anzünden.

Es ist wahr, er ist nicht schön, dieser Tabaksqualm, und dieses Gerassel der Bierseidel, dies Rufen nach Beefsteaks und Cotelettes, dieses Bezahlen und Herausgeben stört sehr die Aufmerksamkeit — das Eis präsentiren im ersten Rang des Opernhauses geht viel geräuschloser vor sich und auch das Parfüm, welches die Luft dieser Räume würzt, ist für manche nervöse Natur weit wohlthuender. Aber das Entrée ist auch dort bei weitem billiger, und selbst im Staate der Gleichberechtigung kann der Arbeiter und die Köchin doch nicht ein Parquetbillet des Opernhauses erschwingen.

Jetzt von dem rauchenden Publikum durch den verbotenen Eingang zu dem nicht rauchenden — von dem amüsirten Publikum zu dem es amüsirenden, von dem müßigen zu dem arbeitenden — denn dieser Theil „arbeitet", wenn jener ruht — plaudern wir von dem Bühnenvolk. „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" — aber um so mehr flicht sie ihm die Gegenwart — und wie oft flicht er sie sich selber! und — unterm Lorbeerkranz thut er es dann nie.

Kein Stand, ſelbſt unſere Kriegerkaſte hat mehr ſich ſelbſt Lorbeeren ausgetheilt, als der des Schauſpielers. Bei den Damen iſt er weniger im Schwange, dafür aber mehr der Brillantſchmuck, das Armband — nicht um die Schläfe windet man das Symbol des Ruhms — das ginge ſchon jetzt wegen ihres rieſigen Haarwuchſes nicht — man ſteckt es ihnen alſo en miniature in die Ohren — doch nicht die Pflanzwelt, ſondern das lebloſe Mineralreich muß dazu herhalten — ſollten aber dennoch die Blumen ihren lieblichen Schweſtern zum Schmucke und zum Lohne dienen — ſo wählt man die, welche Dumas fils ſo literariſch gemacht hat — die ſtolze, farb- und geruchloſe, ſymboliſche weiße Demi-monde-Blume — und zwar nicht als Sträußchen für den Buſen, ſondern in Größe und Form einer Bratſchüſſel 6 Dekameter im Quadrat — ein Billetchen verliert ſich in dem Blumenkelch, und einmal ſoll ſogar ein Brillant-Krönchen darauf gewachſen ſein — das kam aber aus Petersburg als Rußlands Dank für Berlins gefeiertſte Primadonna.

Es ist aber jetzt nicht mehr so viel vom Lorbeer die Rede, als seiner Zeit früher, wo dieser schöne Eitelkeitstraum den armen Mimen für ein erbärmliches Erdenloos entschädigte. Der Mime ließ sich im Traum öfters vom Genius der Kunst bekränzen, weil er, selbst wenn ihm der Genius seine Gaben versagt hatte, dennoch danach strebte, diese Gaben zu erringen. Findet man solche Kunstjünger noch dann und wann an Hoftheatern und Schmieren — in den Berliner Volkstheatern hat sich die Trivialität bereits zu sehr eingenistet und breit gemacht. Kunst 250 Mal dieselbe Rolle in einer trivialen Posse hinter einander spielen — in deren Lösung und Durchführung eben nichts weniger als eine künstlerische Aufgabe gesucht werden kann — das muß eben so wohl dieses Streben lahm legen, als es auch unmöglich machen.

Was drückt nun den meisten neu entstandenen Volkstheatern das recht eigentliche Gepräge auf? Sagen wir es, tief beschämt, aber sagen wir es, weil es wirklich so ist: der Cancan. Diese von Paris importirte choreographische Lustseuche, der Sprößling von Faun und Thryne, ein Tanz, welcher die Verrenkung eines Kautschukmenschen und die Gemeinheit der Pro-

ſtitution zugleich erfordert, iſt den Berliner Volks-Theatern Lebensbedürfniß geworden. Offenbach hat ihn mit ſeinen frivolen Opernſtoffen eingeſchmuggelt, und es giebt jetzt außer den königlichen Theatern nur wenige Bühnen, wie das Vorſtädtiſche Theater der ſeligen Mutter Gräbert, welche noch auf Anſtand und Sitte hielt, und das klaſſiſche Repertoir cultivirte, auf der nicht dieſe heilloſe Heidenpolka ihr Bürgerrecht ſich erworben. — In einem Briefe vom Jahre 1842 ſchreibt Heinrich Heine aus Paris:

„Der Cancan iſt ein Tanz, der nie in ordentlicher Geſellſchaft getanzt wird, ſondern nur auf gemeinen Tanzböden, wo derjenige, der ihn tanzt, oder diejenige, die ihn tanzt, unverzüglich von einem Polizei-Agenten ergriffen und zur Thür hinaus geſchleppt wird. Ich weiß nicht, ob dieſe Definition hinlänglich belehrſam, aber es iſt auch gar nicht nöthig, daß man in Deutſchland ganz genau erfahre, was der franzöſiſche Cancan iſt.

„So viel wird ſchon aus jeder Definition zu merken ſein, daß die vom ſeligen Veſtris angeprieſene Tugend hier kein nothwendiges Requiſit iſt, und daß das franzöſiſche Volk ſogar beim Tanzen von der Polizei incommodirt wird.

„Ja, dies Letztere iſt ein ſehr ſonderbarer Uebel-

ſtand, und jeder denkende Fremde muß ſich darüber wundern, daß in den öffentlichen Tanzſälen bei jeder Quadrille mehrere Polizei-Agenten oder Communal-Gardiſten ſtehen, die mit finſterer, catoniſcher Miene die tanzende Moralität bewachen.

„Es iſt kaum begreiflich, wie das Volk unter ſolcher ſchmählichen Controlle lachende Heiterkeit und Tanzluſt behält. Dieſer galliſche Leichtſinn aber macht eben ſeine vergnügteſten Sprünge, wenn er in der Zwangsjacke ſteckt, und obgleich das ſtrenge Polizei-Auge es verhütet, daß der Cancan in ſeiner cyniſchen Beſtimmtheit getanzt wird, ſo wiſſen doch die Tänzer durch allerlei ironiſche Entrechats und übertreibende Anſtandsgeſten ihre verpönten Gedanken zu offenbaren, und die Verſchleierung erſcheint alsdann noch unzüchtiger, als die Nacktheit ſelbſt.

„Es ſind aber nicht blos die geſchlechtlichen Beziehungen, die auf den Pariſer Baſtringuen der Gegenſtand ruchloſer Tänze ſind.

„Es will mich manchmal bedünken, als tanze man dort eine Verhöhnung alles deſſen, was als das Edelſte und Heiligſte im Leben gilt, aber durch Schlauköpfe ſo oft ausgebeutet und durch Einfaltspinſel ſo oft lächerlich gemacht worden, daß das Volk nicht mehr wie ſonſt daran glauben kann. Ja, es verlor

den Glauben an jenen Hochgedanken, wovon unſere politiſchen und literariſchen Tartüffe ſo viel ſingen und ſagen; und gar die Großſprecherei der Ohnmacht verleideten ihm ſo ſehr alle idealen Dinge, daß es nichts Anderes mehr darin ſieht, als die hohle Phraſe, als die ſogenannte Blague, und wie dieſe troſtloſe Anſchauungsweiſe durch Robert Macaire repräſentirt wird, ſo giebt ſie ſich doch auch kund in dem Tanz des Volkes, der als eine eigentliche Pantomime des Robert-Macairethums zu betrachten iſt. Wer von Letzterem einen ungefähren Begriff hat, begreift jetzt jene unausſprechlichen Tänze, welche, eine getanzte Perſiflage, nicht bloß die geſchlechtlichen Beziehungen verſpotten, ſondern auch die bürgerlichen, ſondern auch Alles, was gut und ſchön iſt, ſondern auch jede Art der Begeiſterung: die Vaterlandsliebe, die Treue, den Glauben, die Familiengefühle, den Heroismus, die Gottheit. Ich wiederhole es, mit einer unſäglichen Trauer erfüllt mich immer der Anblick des tanzenden Volkes an den öffentlichen Vergnügungs-Orten von Paris, und gar beſonders iſt dies der Fall in den Carnevals-Tagen, wo der tolle Mummenſchanz die dämoniſche Luſt bis zum Ungeheuerlichen ſteigert.

Faſt ein Grauen wandelte mich an, als ich einem

jener bunten Nachtfeste beiwohnte, die jetzt in der Opera comique gegeben werden.

„Hier musicirt Beelzebub mit vollem Orchester und das freche Höllenfeuer der Gasbeleuchtung zerreißt Einem die Augen.

„Hier ist das verlorene Thal, wovon die Amme erzählt, hier tanzen die Unholde wie bei uns in der Walpurgis Nacht, und Manche ist darunter, die sehr hübsch und, bei aller Verworfenheit, jene Grazie, die den verteufelten Französinnen angeboren ist, nicht ganz verleugnen kann. Wenn aber gar die Galopp-Runde erschmettert, dann erreicht der satanische Spektakel seine unsinnigste Höhe, und es ist dann, als müsse die Saaldecke platzen und die ganze Sippschaft sich plötzlich emporschwingen auf Besenstielen, Ofengabeln, Kochlöffeln, „oben hinaus, nirgends an!" — ein gefährlicher Moment für viele unserer Landsleute, die leider keine Hexenmeister sind und nicht das Sprüchlein kennen, das man herbeten muß, um nicht von dem wüthenden Heer fortgerissen zu werden!"

So weit Heine im Jahre 1842.

Wir haben diesen Brief hierher gesetzt, einerseits um den sittlichen Grad und depravirenden Einfluß des Tanzes zu bestimmen, welcher jetzt mit dem größten

unbefangenſten Cynismus auf unſern Volksbühnen zur Schau geſtellt wird, andererſeits, weil die traurigen Betrachtungen, welche die Seele des deutſchen Dichters dabei umfingen, in uns wiederhallen.

Aber nicht allein dieſer Tanz iſt uns von Paris her importirt worden — unſere Volkstheater erheiſchen jetzt auch jene Colleginnen der Thereſa, jene Chanſonet-Sängerinnen, welche ihre frivole Lieder mit obſcönen Geſten und ganz unzweideutigen Körperzuckungen vortragen und Lieblinge der Walhalla-Theater-Beſucher geworden ſind, wie der ſtete ſtürmiſche da Capo-Ruf beweiſt.

Es iſt augenſcheinlich, daß das Theater-Publikum den Inhalt eines ſolchen Liedes nicht verſteht, ſchon weil der größte Theil der franzöſiſchen Sprache nicht mächtig iſt, um ſo mehr aber die körperlichen Bewegungen und Pantomimen, denen eben der rauſchende Beifall gilt.

Berlin will ſich etwas verpariſern und lernt ſich etwas graziöſe Unanſtändigkeit an; ſeine Vergnügungen waren zu harmlos und die Theaterköche miſchen ihm etwas Paprika in ſeine Beluſtigungen.

Intereſſant iſt es aber zu ſehen, daß nicht allein ordentliche Hausfrauen ſich dieſen cyniſchen Unfug mit höchſtem Behagen anſchauen, ſie bringen auch häufig

ihre halb erwachsenen, oft ganz kleinen Kinder mit. Es ist verboten, in die politischen Versammlungen Frauen und Kinder zu führen, und hier, für Cancan Tanz und unzweideutige Gemeinheiten nimmt das Volk seine Knaben und Töchter zu Zuschauern.

Es ist schmerzlich, zu sehen, wie 5jährige Kindlein um Mitternacht in dieser qualmigen Atmosphäre beim Gejohle des Publikums in solchen Localen ausharren müssen, den Schlaf in den Augen — aber oft noch schmerzlicher wie 15jährige und unschuldige Mädchen Angesichter mit Spannung den unzweideutigen Gesten der Chansonet-Sängerin Mademoiselle Antoinette folgen.

Eine sehr moralische Lection.

Das Theater, auf dessen Brettern die Geister des Cancans vernehmlich ihr Wesen treiben, obwohl sie, wie gesagt, auf den meisten ihre Gastrollen geben, ist das Walhalla-Theater, ein ehemaliger Circus, dann interimistisches Königstädtisches Theater, später ein Vergnügungs-Local, auf dessen Podium Gaukler, Tänzer und Akrobaten ihre Kunst zeigten, Komiker Berliner Couplets sangen, bis das Gewerbe-Gesetz

ihm erlaubte, sich den Rang und Namen eines Theaters beizulegen.

Die Vorstellungen dauern dort von ein halb acht Uhr bis Mitternacht, und es wechseln Concertstücke der Capelle, Lustspiele, Ballett-Tänze und Chansonnetten französischer Sängerinnen mit kaleidoskopartiger Mannigfaltigkeit ab.

Das Publikum ist stets befriedigt, ihm gefällt Alles, was ihm dort für den Preis von drei Silbergroschen geboten wird.

Dem Anscheine nach anständige Frauen und Mädchen beklatschen die zweideutigsten Schaustellungen und die obscönen Pantomimen der Mademoiselle Antoinette oder Philippo bei ihrem „Piff paff" oder „la bergère" u. s. w. erregen nirgends Anstoß.

Eben so wenig nimmt der anständige Theil des Publikums an der Anwesenheit der Prostituirten, welche den größten Theil des weiblichen Auditoriums bilden, Aergerniß; eine Toleranz, welche auf die einmaligen Besucher sehr befremdend wirkt.

Die ehrsame Bürgersfrau mit ihren Töchtern fühlt sich in ihrem Vergnügen nicht im Mindesten dadurch genirt, daß in ihrer Umgebung modern gekleidete und hochfrisirte Phrynen sitzen, welchen der Stempel der Käuflichkeit auf der Stirne geschrieben ist.

Es würde unserer Darstellung einen literarischen Firniß geben, wenn wir den erwähnten weiblichen Theil des Auditoriums Damen der demi-monde nennen wollten — aber diese Bezeichnung wäre unzutreffend.

Eine demi-monde im Pariser Sinne existirt zur Zeit in Berlin noch nicht — Diamantenbehängte Schönheiten mit dem Toiletten-Aufwande einer Herzogin, welche eine Gleichberechtigung in der Gesellschaft mit der legitimen Damenwelt in Anspruch nehmen, begegnet man weder in den Berliner gesellschaftlichen Kreisen, noch in dem Parquet und ersten Rang des Opernhauses, auch in den Opernhaus-Sälen — die Gesellschaft Berlins ist dazu noch zu klein und zu sehr bekannt.

Vor einigen Jahren geschah es, daß eine nicht legitimirte Schönheit ersten Ranges am Arme ihres angesehenen Cavaliers mit Einlaßkarte den Opernhausball besuchte — sie gelangte indeß trotz ihrer Begleitung nur in das Vestibul und von da aus in Scham und Zorn in — ihren Wagen zurück. Ärgerlich erschien sie an dem nachfolgenden Opernball wiederum, Niemand verwehrte ihr den Eintritt — aber es war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen, denn ein priesterlicher Segen war inzwischen über ihr myrthengeschmücktes Haupt gesprochen worden

Es ist also unstatthaft, von Berliner demi-monde zu sprechen, und es geschieht dies nur darum so oft, weil unsere Schriftsteller gern einen anständigen Namen für eine unanständige Sache wählen. Die Besucherinnen des Walhalla-Theaters sind aber keine Aspasien und auch die Grazie derselben werden sie sich nicht in der Schule der Mademoiselle Antoinette aneignen.

Eine kurze Strecke von dem Walhalla-Theater entfernt ist das Belle-Alliance-Theater, dessen Publikum einen ungleich würdigeren Eindruck macht. Die Direction dieses Theaters schreckt vor keiner Aufgabe zurück; ja, sie sucht sich sogar die schwierigsten Aufgaben heraus: sie führt Preciosa, Die Räuber, Wilhelm Tell, ja sogar den Faust auf. Aber wie?

Der am mächtigen Webstuhl der Zeit wirkende Geist hatte im schwarzen Prediger-Talar unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Pastor Knak (welcher, beiläufig gesagt, wegen seiner Ansicht vom Stillstand der Erde durch den Spott förmlich auf der Bühne geschunden wird) und am frühen Oster-Morgen wurde von Ballettenfen im Tricot und in Tüllröcken ein Ballett-Tanz mit Entrechats und Pirouetten aufgeführt — genug, wir möchten nicht gern dem andächtig lauschenden Publikum die Quelle seines Genusses trüben, und lassen daher die primativen Leistungen dieser Künstler unbe-

sprochen; nur würde sich auch ein Antisocialist angesichts dieser Produktion bereit erklären, den Ruf des römischen Volkes: panem et circenses in Bezug auf die circenses für die Berliner zu unterstützen: Lieber unentgeltliches Schauspiel für das Volk, aber das Beste.

Mit diesen Schaustellungen für noch so billiges Geld muß nach und nach, so wie es nun schon seit Jahrzehnten betrieben wird, dem Publikum der Sinn und Geschmack gründlich corrumpirt werden; das Bischen Schönheitsgefühl, selbst der Maßstab für die künstlerische Leistung kommt ihm allmälig abhanden und das Theater, weit entfernt, eine edlere Regung zu pflegen, dient nur dazu, das Volk zu verpöbeln!

Setzen wir uns auf den Omnibus Kreuzberg-Bassinplatz, so gelangen wir in 15 Minuten zum Tonhalle-Theater, wo Barbara Ubryk als pantomimisches Ballet angekündigt ist — Vater Ubryk, ein Bauer, scheint sich mit seiner Ehehälfte angelegentlichst über das Seelenheil ihrer Tochter Barbara zu besprechen, welche in goldbrokatnem Mieder und leichtem, kurzem Tanzröckchen auf einem Schemel sitzt. Im Schmuck einer blühenden Jugend, welche ihr lang herunter wallendes, rabenschwarzes Haar bekundet: scheint ihr Sinn sich wenig mit Carmelitergeist zu leidenschaften, mehr aber mit dem schmucken Burschen,

welcher, sobald der Bauer seinen Hut und Stock genommen und sich mit Muttern absentirt hat, in graziösen Sprüngen herein hüpft und mit Barbara ein pas de deux tanzt, das aber in demselben Augenblick unterbrochen wird, wo er besiegt zu ihren Füßen kniet. Sittlich entrüstet trennt der gefühllose, vierschrötige Bauer das Paar, weist dem Liebhaber die Thür, während die Mutter über diesen Ballet-Unfug die Hände über den Kopf zusammenschlägt. Die Eltern schleppen Barbara wider Willen mit fort. Noch einmal erscheint, um die Hand der Tochter anhaltend, der schmucke Junge mit einem Sack Geld — auch diese beredte Sprache, die sonst stets, besonders auch bei dem Landmann Gehör findet, vermag nichts über des Vaters Herz; er wirft den Geldsack hinaus und den Liebhaber nach — nun ist Barbara's Beruf für das Kloster entschieden.

Verwandlung: Klostergarten, schlecht gepflegt; rechts Seitencoulisse: Klosterpforte, links hat man sich den Convent der Carmeliterinnen zu denken. Zwei ehrwürdige Schwestern treten auf — es klopft. Schwester Pförtnerin öffnet Herrn Ubryk und Gattin, welche die sich sträubende Barbara (noch immer im Ballet-Costüm) hereinzerren. Alle Beschwörungen und Bekreuzungen können ihren weltlichen Sinn nicht dämpfen — vielleicht die Zwangsjacke?! Sie wird

abgefuhrt, und Vater und Mutter verlassen unter dem Segen der Carmeliterin das Local.

Die Nacht bricht herein — da erscheint, vorsichtig nach allen Seiten sich umblickend, mit den lüsternen Augen eines liebesuchenden Katers im Monat März ein ehrwürdiger Vater, seine Schritte in's Nonnen-Kloster lenkend.

Seine katzenbuckligen Bewegungen erregen die Heiterkeit des Auditoriums.

Bald darauf erscheint Barbara, aus der Zwangsjacke befreit; der Vater entpuppt sich als ihr Liebhaber und Beide werfen die Kutten von sich und tanzen eine Mazourka. Sie werden aber abgefaßt und die Carmeliterinnen zerren die Unglückliche zu einem Verließ — ein Maurer, der dies Geschäft schon öfters besorgt zu haben mit Pantomimen ausspricht, erscheint mit Kelle! Hierauf:

C i n m a u e r u n g!

Zwanzig Jahre später. Trommelwirbel. Ein polnischer Offizier mit einer Corporalschaft Soldaten als Einmauerung des Nonnen-Klosters. Bewirthung.

Der Offizier bleibt allein; es ist dunkel — plötzlich ein gellender Schrei, wie in der Waise von Lowood — der Offizier oder Niemand anders ist,

als der avancirte Liebhaber) horcht — nochmaliger Schrei, wie der einer Wahnsinnigen — Alarm - Trommelwirbel; die Carmeliterinnen wollen von nichts wissen. Auf einen Wink wird nun der Kerker mit Kolbenstößen eingeschlagen und — halbnackt stürzt Barbara mit unsäglicher Verrenkung ihres Leibes, die Nonnen verfluchend, heraus. Erkennungsscene zwischen ihr und ihrem Liebhaber, dem Offizier; Vater und Mutter erscheinen, und unter gräßlichen Convulsionen und Zuckungen giebt Barbara Ubryk ihren Geist auf, um nachher von Ernst Pitawall und Born zum historischen Roman verarbeitet zu werden.

Nach dieser herzerschütternden Scene spielt das Orchester: „Röschen hatte einen Liepmann!“

Leider können wir unsern verehrten Leser nicht in alle Volks-Theater, in welchen solche drastische Schaustellungen stattfinden, hinführen, auch würde es nicht passend sein, wenn wir ihn in das Orpheum-Theater lockten und der Verführung von Hunderten von Jungfrauen Preis gäben; wir beschränken uns daher, ihm die Namen der andern Kunst-Institute III. Klasse mitzutheilen, als da sind Louisenstädtisches Theater, Théâtre variétées, Bundeshalle-Theater ꝛc.

Sagten wir vorhin, daß die Theater Vergnügungs-Institute geworden sind, so müssen wir auch noch hinzufügen, für die Besitzer reine Geschäfte und meist sehr einträgliche. Eine ästhetische Rücksicht für diese Produktionen giebt es nicht, und der Kassen-Erfolg steht über allen anderen Bedingungen. Nach wie vor sieht aber die Posse in der Gunst des Publikums, und eine Menge von Schriftstellern ist deshalb bemüht, derartige dramatische Produkte für das nimmersatte Publikum zurecht zu schneiden. Sie revidiren die abgelegte dramatische Literatur nach allen Richtungen, stutzen die alten Lappen neu auf, staffiren sie mit neuen Couplet-Einlagen aus, durchspicken sie mit zeitgemäßen Anspielungen und serviren die Schüssel dem Publikum unter einem schönen, zugkräftigen Namen „nach einem schon vorhandenen Stoffe."

Oft arbeiten mehrere Schriftsteller in Compagnieschaft und theilen sich demnach auch in den Tantième-Antheil; ein Dritter macht die Couplets dazu, und ein Vierter die Musik. In diesen Couplets müssen immer dieselben Spott-Objecte wiederkehren, welche schon früher und bei allen Gelegenheiten die Spottlust des Berliners reizen — z. B. Beust, Knak, Stephan, Strousberg, Rich. Wagner, der Magistrat (Eulenburg, Mühler), die Minister, Adelheide, Louis Napoleon,

Isabella ꝛc. ꝛc., und was gerade auf der Tagesordnung steht.

Hat solche Posse nun durchschlagenden Erfolg, so wird sie oft mehrere hundert Mal gegeben und bereichert ihre Urheber wie die Directoren beträchtlich, nur die oft schon im Grabe ruhenden Autoren des „schon vorhandenen Stoffes" resp. deren Kinder und Enkel gehen leer aus. Das hindert aber nicht, daß dergleichen Schriftsteller bei dem Reichstage um ewiges Verlagsrecht petitioniren.

Die Berliner Theater jagen mit solchen Fabrikaten allesammt dem Kassenerfolge nach. Auch am Königlichen Theater spielt der Kassen-Erfolg seine Rolle, nur versteigt man sich dort noch nicht zur Volksposse.

Das Victoria-Theater sucht in seinen Féérien zu zeigen, was es mit seiner Theater-Maschinerie zu leisten vermag. Aber diese Maschinerie wird dort zu sehr Hauptsache, und obgleich die durch dieselbe und die glänzenden Decorationen und jungfräuliche Fleischmassen hervorgerufenen Effecte überraschend sind, so ist gewöhnlich die dazu gehörige Handlung der dürftigsten Art und kindisch-albern. Ein tüchtiger dramatischer Dichter, welcher sich den Bedingungen der Bühne fügt und historische Volks-

stude mit glanzend effectvollen Scenen dafür schriebe, würde das schöne Institut in Flor bringen.

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater kultivirt fast nur Offenbach's Opern mit seinen stereotypen Hahnreistoffen und impotenten Pfalzgrafen und buhlerischen listigen Weibern.

Das Woltersdorff-Theater führt fast lediglich Possen auf, in denen die Rache des von Richard Wagner tief beleidigten Judenthums keine geringe Rolle spielt. Der große Meister wird für sein kühnes Wort von den Schriftstellern förmlich geschunden und im Publikum wird ein Haß und eine Mißachtung gegen ihn erzeugt, welche ansteckend wirken.

Wallner's Theater steht mit seinen Schauspieler-Kräften dem Königlichen Theater im Range am nächsten; seiner allerliebsten Soubrette (Frl. Stolle) und den bekannten Neusche und Helmerding verdankt der Berliner manche verlachte Stunde, und dafür muß man auch mit Recht dankbar sein. Auch das Nowack-Theater (die alte grüne 9) will sich von der Spiel-Oper, welche im Sommer bei Kroll blüht, zurückziehen und der Posse zuwenden, um die Berliner lachen zu machen. Möge es ihm gelingen: „Diesen Parforce-Humor, dieses Witze aus der Erde Stampfen" verfehlt bei seiner Absichtlichkeit meistens seinen Zweck und gerade da, wo gewiß bei dem Erzeuger

der Ernst waltete, muß man laut auflachen. Wie herzlich lache ich oft bei meiner Tante Voß, wenn der gute, alte Gubitz schreibt: „Dem zur „Leonore“ gewordenen Lorle hielt die Gastin bei Willigkeit des Fügsamen für Städtisches dennoch die Innigkeit fest“, so was Komisches können die „Stern, Jacobson und Kalisch“ ꝛc. gar nicht zu Stande bringen, und der Referent der „Vossischen Zeitung“ schüttelt sich solche Sätze aus dem Rockärmel!

# Ein Spaziergang von Berlin nach Amsterdam.

Mitgetheilt von E. Pirrbe, Komiker am Theater Variété.

Das war im Jahre 1856. Ein milder, warmer Frühlingstag hatte sich über das Weltdorf Berlin gelagert und Tausende von Spaziergängern in die schattigen Anlagen des Thiergartens gelockt.

Dort die reiche Geld-Aristokratie in ihren eleganten Equipagen, Coupés und Tilbury's, hier die jeunesse dorée auf den feurigen Rennpferden Rossen und Rossinanten [illegible], da ein spießbürgerliches Ehepaar mit [illegible] Gefolge erwachsener und unerwachsener [illegible] hinter sich, selbst der unvermeidliche Brummbär und Stammgast der „Mutter Grün", mürrisch [illegible], so viel Besuch in seiner Wohnung zu sehen, [illegible] umher.

Alles im bunten, heiteren Gewühl, dazu das melodiſche Gezwitſcher der Vögel, begleitet von dem unmelodiſchen Stöhnen mancher Invaliden-Alter-Verſorgungsmaſchine, kurz, ein Kaleidoscopbild Berlins; die Reſidenz war vertreten vom Wappenſchilde bis zum Bräzeljungen.

Unter den Spaziergängern befand auch ich mich, ohne zu einer der vorbenannten Klaſſen zu gehören, aber ich machte auch einen Spaziergang und zwar einen recht niedlichen, von 120 und etlichen deutſchen Meilen.

Mein Ziel war Amſterdam.

Dorthin hatte ich Engagement; aber zu Fuß? Ja! Wohl hatte ich eine mir contractlich zugeſicherte Reiſeentſchädigung, dieſelbe ſollte mir aber erſt, aus erklärlichen Gründen, bei meinem Eintreffen ausgezahlt werden.

Ich konnte dies dem Ober-Regiſſeur F., der mich perſönlich engagirte, eigentlich nicht übel nehmen, denn mancher meiner Collegen hatte nach empfangenem Reiſegeld und Vorſchuß das Eintreffen vergeſſen.

So etwas ſoll ſogar heut noch vorkommen, daß die betroffenen Bühnenvorſtände ſich dagegen zu ſichern ſuchen, iſt ſelbſtredend; ich war aber durch dieſe Maßregel der Mittel beraubt, meinen Spaziergang zu fahren.

Jedoch bin ich vor Hinderniſſen nie zurückgeſchreckt, im Gegentheil, ſie zu beſeitigen, hat ſtets meinen Muth aufrecht erhalten.

So entſchloß ich mich denn raſch, zu laufen, um ſo mehr, als ich mich im Stillen auf die ſchöne Fußpartie freute.

Am 5. September verließ ich Berlin und zwar mit recht ſchwerem Herzen, denn eine alte Mutter und eine liebende Gattin mit zwei Kindern, von denen das jüngſte 6 Wochen alt, blieben zurück.

Mein ganzes Reiſegeld beſtand in 1 Thaler und 12 Silbergroſchen, und damit ſollte und mußte ich 120 Meilen machen, in der That, ein etwas kühnes Unternehmen! Doch: Gott verläßt keinen Menſchendarſteller! Alſo vorwärts!

Meine Reiſeausrüſtung war etwas komiſcher Art, und hätte es der Zufall gewollt, mir Wilhelm Scholz in den Weg zu bringen, ich wäre gewiß „in den Klabderadatſch gekommen.“

Die Unaussprechlichen ainaen an, ebenſo die Weſte, ein ſchwarzes fadenſcheiniges Röckchen, über welchem ich einen weißen Leinwandkittel trug, hüllte den eigentlichen Künſtler ein, ein leichtes Strohhütchen gab mir ſogar das Anſehen eines Touriſten, wofür auch die grüne blecherne Botaniſirtrommel ſprach, welche ich auf dem Rücken trug, leider waren darauf ein paar

Stiefel geschnallt, welche so das Bild eines auf botanischer Excursion begriffenen Schüler Aeskulap's zerstörten. Der Hauptbestandtheil meiner Garderobe war aber ein eleganter neuer Rock nach modernstem Schnitt, welchen ich sauber zusammen gelegt, über dem Arm trug, um vorkommenden Falls mich anständig präsentiren zu können.

Bald lag Charlottenburg hinter mir, und siehe da, je weiter ich kam, je weiter wurde mir das Herz, mein Kummer verschwand, der ja doch meine Lage nicht verbessern konnte; mein angeborner Leichtsinn, mein Humor brachen durch, ich ließ Gottes schöne Natur auf mich einwirken, trocknete mir die Augen und befeuchtete meine Kehle mit einem Schluck aus der Flasche, welche mir mein Mütterchen gegeben hatte, brannte mir eine Pfeife an und war mit einem Male aus einem unglücklichen Familienvater ein fröhlicher Wanderbursch geworden.

Das Gefühl der Unabhängigkeit, der Freiheit möchte ich sagen, durchströmte mich und beschwingte meinen Fuß.

Spandau war erreicht, da machte ich die Entdeckung, daß ich eigentlich Durst hatte, und da ich nicht allein geographische und topographische, sondern auch statistische Studien auf meiner Reise machen wollte, so entschloß ich mich, in eine Restauration zu

gehen, um meinen körperlichen, sowie wissenschaftlichen Durst zu stillen. Ich ließ mir ein Glas Weißbier geben: aber ach du meine Güte! ich merkte sofort, daß ich nicht mehr in Berlin war, das war ein zwei Meilen weiter Unterschied des Bieres. Es schmeckte miserabel, aber getrunken hab' ich's doch, sogar auf die Gefahr hin, unterweges einige Stationen machen zu müssen.

Zum Glück hatte ich nicht nöthig, lange in Spandau zu sitzen, mein Glas war leer, und so trollte ich mich weiter.

Inzwischen hatte sich jedoch der Himmel bezogen, und richtig, ehe ich noch eine halbe Meile weiter war, gab's eine ganz gehörige Platzwäsche. Obgleich ich nun bis auf die Haut naß wurde, so störte dies doch meine Heiterkeit keineswegs.

Nach Regen folgt Sonnenschein, nicht nur im Sprudworte, sondern auch hier, und bald war ich wieder getrocknet.

Bisher war ich meine Straße allein gezogen, jetzt fing ich langsam an, mich nach einem Reisegefährten zu sehnen.

Meine Sehnsucht wurde ganz unerwartet gestillt, denn plötzlich kam aus dem gegenüberliegenden Gebusch — ein Kerl — was sage ich — Kerl? — ein Schinderbannes — ein Hundssattler! — wenigstens

fielen mir plötzlich alle Schauder- und Mord-Romane ein, unglückseligerweise hatte ich auch nicht, wie Prinz Peter, alle Taschen voll Revolver, nur mein Wanderstab und ein gutes Taschenmesser waren meine ganze Bewaffnung, zudem hätte mir das auch nichts genutzt, falls dieser Robin Rood Absichten auf mein Blut gehabt hätte, denn er war nahe an 6 Fuß hoch, während ich, laut Militairschein nur 4 Fuß 11 Zoll 2 Strich besitze.

Ich habe zwar keine Ahnung von einer Hundeangst, aber so etwas dem Aehnliches überfiel mich doch, als dieser zerlumpte Schlagetodt an meiner Seite war.

„Guten Tag, Landsmann!"

Gerechter Himmel! ich, ein geborenes Berliner Kind, und er Gott weiß, in welcher Räuberhöhle zur Welt gekommen, sein Landsmann!

Aber Dreistigkeit war hier das Beste.

„Guten Tag! Wo soll's hingehen?" fragte ich.

„Ach, ich weiß nicht, vorläufig nach Rauen."

„So? da will ich auch hin, da können wir ja zusammen gehen!"

Ich weiß heute noch nicht, wer mir die Worte in den Mund gelegt haben mochte. Aber mein Strolch ging bereitwilligst darauf ein.

„Was hast'n für'n Handwerk?"

„Goldarbeiter!"

Um Alles in der Welt hätte ich dem Kerl nicht sagen mögen, daß ich Schauspieler war, ich hätte ihm am Ende noch ein Couplet vorsingen müssen, ehe er mir den Hals abschnitt.

„Bleibst Du in Kauen?" jetzt duzte er mich schon. „Ja, auf Verschreibung!" Ich war so vollständig in's Schwindeln hineingerathen, daß es mir jetzt auf ein paar Lügen mehr nicht mehr ankam.

Ein Weilchen gingen wir schweigend neben einander her, plötzlich lief er quer über die Chaussee und brach sich von einem Stacket einen fürchterlichen Knüppel los. Jetzt fing mir doch das Herz an zu „pupsern."

„So, nu wollen wir uns hier 'n Bischen hinsetzen; ich bin ordentlich müde, wir kommen doch noch nach Kauen."

O Gott! Also im Sitzen wollte er mich abthun.

„Ja, aber nicht lange!" erwiderte ich so kühn wie möglich, was sollte ich auch machen? Wir setzten uns also. Ich langte aus meiner Botanisirtrommel ein paar Butterbrode und, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, klappte ich mein Taschenmesser auf.

Mein Strolch sah ganz gleichgültig zu, so daß ich schon wieder Muth faßte. Nun ist es eine alte Wahr-

heit· — essen sehen, macht Appetit — jedoch m
Reisecumpan machte keine Anstalten dazu, entwe
hatte er keinen Hunger, oder er hatte kein Brod, j
fühlte ich schon Mitleid für ihn.

„Woll'n Sie eine Schnitte abhaben?" fragte i

Meine höfliche Ansprache mußte ihm impon
haben, denn er „siezte" mich ebenfalls.

„Ja nu" — sagte er — „warum nicht? Aber i
sehe, daß Sie nichts drauf haben, Brod habe ich ni
mehr, aber ich habe vorhin eine Ende Wurst „g
sochten", geben Sie mir ein Stück Brod, ich ge
Ihnen ein Stück Wurst dafür, leihen Sie mir m
Ihr Messer."

Der Bissen im Munde wurde mir doch etw
länger, als er so ungenirt mein Messer verlangt
Gab ich es ihm, so war ich vollständig waffenlo
war es nur eine Finte von ihm, oder hatte ich mi
doch hinsichtlich seiner Mordgedanken getäuscht? Ei
Zögern meinerseits hätte jedoch seinen Verdacht e
wecken können, so reichte ich ihm denn mein Messe
im Stillen meine Seele Gott empfehlend.

Mit der größesten Ruhe öffnete er seinen Reis
koffer (ein ehemaliges Taschentuch von zweifelhafte
Aussehen), und langte ein ziemlich großes Stück Wur
hervor, welches er zu gleichen Theilen zerschnitt un
mir bereitwilligst die eine Hälfte nebst Messer über

gab. Jetzt war meine Angst verschwunden, ja ich bat ihm sogar in Gedanken meinen Verdacht ab. Nachdem wir zusammen gespeist und uns aus meiner Flasche gelabt hatten, gingen wir weiter und erreichten gegen Abend Nauen. Ich ging in eine Herberge, er aber trennte sich von mir und ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Er war doch ein ehrlicher Kerl, obgleich er mir meinen ganzen Schnaps ausgetrunken hatte.

In der Herberge angelangt, übergab ich dem Wirthe meinen Ministerialpaß, den er mit großen Augen musterte, wobei er mich ebenfalls prüfend ansah; da aber in seinem beschränkten Unterthanen-Verstandskasten die Begriffe Schauspieler und Vagabond von gleicher Bedeutung sein mochten, so nahm er weiter gar keine Notiz von mir, ich that desgleichen und bestellte mir bei dem Schenkmädel ein frugales Abendbrod, worauf ich bald zur Ruhe ging.

Ich kann nicht umhin, hier eine Bemerkung über eine gewisse Sorte von Handwerksburschen einzuschalten.

Ich traf nämlich in der Herberge drei Schlächtergesellen, welche auch auf der Wanderschaft waren. Sie schienen aber sehr bei Kasse zu sein, denn sie spielten und zwar sehr hoch.

Das sind die sogenannten Mutterjöhnchen; wenn

die Lehrzeit vorüber ist, besteht der ehrsame Vater aus althergebrachtem Handwerksbrauch darauf, daß der Junge „in die Fremde" geht, um sich was zu versuchen. Er giebt ihm seinen Segen und das nothwendigste Reisegeld, Mütterchen aber drückt ihm unter Thränen noch einen ganz anständigen Groschen in die Hand mit der zärtlichen Ermahnung: „wenn Du was brauchst, schreibe an mich; der Vater soll's nicht wissen."

Das brave Söhnchen macht denn auch davon den bestmöglichsten Gebrauch. Anstatt Land und Leute kennen zu lernen, werden vor allen Dingen gleichgestimmte Kameraden aufgesucht und mit denen, statt zu arbeiten, das Geld verjurt. Mutter schickt ja mehr! Erfahrung sammeln diese Burschen nicht auf der Wanderschaft, machen nur Schulden, und weil sie eben nicht kennen gelernt haben, was ein Handwerksbursch ist, so jagen sie wo möglich, wenn sie späterhin Meister geworden sind, den dürftigen Wanderer mit Hunden vom Hof. Es ist ein großer Unterschied zwischen Wandern und Wandern. — —

Am andern Morgen in der Frühe machte ich mich auf, bezahlte meine Zeche und ging meiner Wege. Es mochte vielleicht Mittag sein, als ich in der Rathenower Haide anlangte. Die Sonne brannte heiß hernieder und eine vollständige Ermattung befiel mich.

Ich athmete förmlich auf, als der duftige Tannenwald mich umfing, aber die melancholische Stille des Hains machte auch mich melancholisch. Ich setzte mich auf den weichen Moosgrund nieder, um meinen Träumen nachzuhängen, aber ich kam nicht dazu, neckische Elfen und Dryaden umgaukelten mich und sangen mich leise in Schlaf.

Aber alle Wetter, ich mußte verdammt lange geschlafen haben! Ich erwachte plötzlich, weil mir eine Ameise in die Nase gekrochen war; erstaunt blicke ich mich um, das war ja bereits Abenddämmerung — Na, ich danke! Jetzt nur vorwärts! Abhanden gekommen war mir nichts, nun aber eilig hinein nach Rathenow. Ich erreichte es auch glücklich bei einbrechender Nacht, froh, ein Obdach gefunden zu haben, aber doch ärgerlich, fast einen halben Tag verschlafen zu haben.

Diesmal fand ich schon viel liebenswürdigere Wirthsleute, denn ich bekam für ein paar Groschen ein tüchtiges Abendessen, ein gutes Bett und ein kräftiges Frühstück, so daß ich noch davon mit auf den Weg nehmen konnte. Vielleicht dachten meine Wirthe etwas milder über einen reisenden Schauspieler, da Rathenow selbst sehr oft von ambulanten Gesellschaften besucht wird. Schade, daß das wirklich hübsche Schauspielhaus zu einem Heu- und Korn-Magazin umgewandelt ist, vielleicht deshalb, weil oft

genug leeres Stroh darin gedroſchen worden iſt? Wer weiß? Adieu Rathenow!

Ein ſchöner Morgen war es, der Thau hing noch an den Grasſpitzen und Millionen Diamanten blitzten in den herrlichſten Farben zu meinen Füßen. Ich war ſo froh, daß ich mit einer aufſteigenden Lerche ein Duett anfing, ſo daß die am Wege beſchäftigten Landleute mich verwundert anſchauten, aber doch auf meinen „guten Morgen!“ ebenſo heiter dankten. So erreichte ich die Ufer der Elbe, drüben lag Tangermünde, aber auch die Fähre, und ich mußte eine ziemliche Weile warten, bis ich „überſetzt“ werden konnte. Ich benutzte den Moment um an den großen Dörfflinger zu denken, der auch an derſelben Stelle vor mehr als zweihundert Jahren übergeſetzt worden war, um ſpäterhin der erſte brandenburgiſche Feldmarſchall zu werden. Wenn ich auch auf den Feldmarſchallsſtab verzichtete, ſo wünſchte ich mir doch in dieſem Augenblicke lieber ein Schneider, als ein Komödiant zu ſein! Ja, wenn ich damals nicht mit dem Kantſchuh dazu gezwungen worden wäre, ſtände ich heute auch vielleicht anders: doch: sapienti sat! Da iſt die Fähre.

Es giebt faſt kein gemüthlicheres Fahrzeug auf dem Waſſer, als ſo eine Fähre! So recht wie ein geduldiger Staatsbürger läßt ſie ſich alle möglichen

Lasten aufladen, läßt sich mit Füßen treten, und bringt doch dem Staate etwas ein! Und nun erst dieser Fährmann, welche Menschen- und Weltkenntniß kann er nicht sammeln, wenn er wollte, Zeit genug hat er dazu. Der meinige schien jedoch mehr Numismatiker zu sein, denn er zerstörte plötzlich meine psychologischen Studien mit den ziemlich barschen Worten:

„'n Groschen!"

Ich bezahlte und wanderte kurze Zeit darauf in das altehrwürdige Tangermünde ein.

Hier traf ich unverhofft „Couleur". Eine reisende Schauspielergesellschaft unter Direction eines Herrn — Herrn — Gott, der Name schwebt mir auf der Zunge — Herr — ach was, ich schluck den Namen hinunter, wozu soll ich ihn auch unsterblich machen? Beim Anblick des Theaterzettels kam mir erst der Gedanke an Collecte, denn offen gestanden: meine Baarschaft ging zur Neige: aber als ich das Local betrat und sah, wie der Herr Director in Hemdsärmeln, unterstützt von den besten Kräften seiner Bühne, in doppelter Beziehung genommen, das Theater erst aufschlug, da behielt mein Stolz doch die Oberhand. Ich wagte sogar, dem Herrn Director einige Vorschläge zu machen, da er entschieden das Entrée für jene Gegend, die ich genau kannte, zu

hoch angesetzt hatte, wurde aber ziemlich brutal abgewiesen!

Es ging mich ja auch gar nichts an — aber geärgert habe ich mich doch!

Ich ging weiter und erreichte in einigen Stunden Stendal, die Hauptstadt der Altmark.

Hier war ich vor circa fünf Monaten als erster Komiker bei der Direction v. d. O. engagirt und sehr beliebt beim Publikum.

Auf diese Beliebtheit gründete ich einen Plan, meine geschwundenen Reisemittel einigermaßen wieder aufzuhelfen; denn, dachte ich mir, Deine ehemaligen Verehrer und Kneipbrüder werden Dir schon helfen. Schöne Gedanken — aber es kam anderschi!

Zuerst besuchte ich meinen ehemaligen Wirth zum „Weißen Roß", und wurde sehr freundlich aufgenommen. Nachdem ich ihm meine bisherigen Schicksale sowie meinen Reiseplan mitgetheilt, auch meine momentane Noth nicht verschwiegen hatte, tröstete er mich mit den Worten: er habe selber nichts, aber ich könne bis morgen bei ihm bleiben!

Na, es war immer etwas, ich nahm es auch dankbar an, aber ein paar Groschen Geld mußte ich haben, denn bis Braunschweig war es noch weit, und dort erst konnte ich auf Geld hoffen! Jemand aber darum ansprechen, wurde mir doch zu schwer:

Ich schrieb mir also einige Zeilen auf, worin ich, wenn auch durch die Blume, doch deutlich genug um eine Unterstützung bat. So ausgerüstet, ging ich voll Vertrauen nach dem Gasthof, wo wir früher gespielt hatten, und traf auch mehrerer meiner Bekannten.

Mit Erstaunen, aber doch sehr freundlich wurde ich von allen Seiten begrüßt, meine Hoffnung stieg. Nach dem ersten Schoppen, den ich leichtsinniger Weise noch sogleich bezahlte, suchte ich mir mein Opfer aus; nach einigen einleitenden Worten überreichte ich ihm bescheidentlichst meinen Brief.

Er las ihn, griff in die Tasche und drückte mir fünf Silbergroschen in die Hand, gab mir stillschweigend meinen Brief zurück, drehte sich um und — Roß und Reiter sah ich niemals wieder! Und das war einer von den Besten!

In tiefer Beschämung verließ ich das Local.

Aber Noth kennt kein Gebot — Ich machte noch einige Besuche, die aber fast alle fruchtlos ausfielen. Mein letzter Versuch hätte sogar noch üble Folgen für mich haben können.

Unter den eifrigsten Besuchern unseres Theaters befand sich auch der Herr Landrath, fast täglich nahm er mit seiner Familie seine Polsterstühle ein und be-

lohnte namentlich meine Leiſtungen mit dem größten Beifall.

Zu ihm ging ich zuletzt, im Stillen ſchon einen harten Thaler in der Taſche zu haben meinend.

Aber was ließ mir der geſtrenge Herr ſagen, nachdem ich meinen Brief hinein geſchickt hatte?

„Wenn ich nicht den Augenblick die Stadt verließe, würde er mich wegen unerlaubten Bettelns verhaften laſſen!“

Ich hätte ihn wohl mögen unter vier Augen treffen, den wackern Herrn Landrath! — —

Der Anſtändigſte von Allen war noch mein wackerer Roßwirth, er verbat ſich die Zahlung für Koſt und Logis, und wünſchte mir Glück auf den Weg.

So trollte ich mich andern Tags, es war ein Sonntag, weiter, und nur die Kirchenglocken gaben mir das Geläute.

Es war ein reizendes Wetter, aber trotz der Sonnenhitze ſchritt ich haſtig vorwärts und erreichte gegen Abend ein Dorf, dicht vor Braunſchweig — der Name deſſelben iſt mir entfallen, ich finde ihn auch nicht auf der Landkarte, habe auch weiter keine Erinnerung an daſſelbe, als daß ich die ſchlechteſte Nacht darin zugebracht habe.

Der Krug oder das Gemeinde-Wirthshaus war vollgeſtopft mit Schweinetreibern und Viehhändlern.

An ein Bett oder eine Streu war nicht zu denken, ich legte mich auf die blanke Erde und deckte mich mit meinem Leinwandkittel zu, aber zum Schlafen kam ich nicht, denn die Kerle spielten bis gegen Morgen Karten, und bei jedem „Trrrumpf!“ paukten sie dermaßen auf die Tische, daß ich sie und die ganze Wirthschaft zu allen Teufeln wünschte! Als die Gesellschaft sich endlich mit Tagesanbruch zum Abzug rüstete, wollte ich noch ein wenig auf der Ofenbank ruhen — ja profit die Mahlzeit! die Mägde vertrieben mich, weil sie rein machen mußten.

Selbst im Busen dieser Ruhjungfern kein Mitgefühl — da ich doch sonst Glück bei dem schönen Geschlecht habe!

Was wollte ich machen? Ich mußte fort!

Um 10 Uhr langte ich in Braunschweig an und ging in die Schusterherberge.

Nachdem ich mich schön gemacht hatte, was sehr nothwendig war, denn mein Bart war ziemlich heraus, dazu mein Gesicht von der Sonne verbrannt — also nachdem meine Toilette beendet war, wobei mein feines Röckchen die Hauptrolle spielte, suchte ich den jetzt schon verewigten Ober-Regisseur Pöckh auf und bat ihn um die übliche Reise-Unterstützung. Sie wurde mir mit der größesten Bereitwilligkeit gewährt, ja mir sogar eine größere Extra-Collecte gestattet,

falls ich einen Tag warten wollte, da die Mitglieder des Hoftheaters in Wolfenbüttel waren. Ich verzichtete jedoch darauf, nahm meinen Thaler von der Hauptkasse, besah mir die reizende Bildergallerie, das Schloß, kaufte mir für einen Silbergroschen Pfefferkuchen, trank in der alten Schiff-Brauerei die berühmte Mumme, und da ich nun von Braunschweig genug gesehen und genossen hatte, ging ich um vier Uhr weiter.

Dicht vor dem Thor traf ich einen ganzen Trupp Handwerksburschen, die in der tollsten Laune waren. Ausweichen konnte ich nicht gut, also schloß ich mich ihnen an, und kann sagen, ich habe einen sehr vergnügten Nachmittag verlebt.

Das Erste, was wir unternahmen, war, daß wir einen des Weges daherkommenden Bauerwagen anhielten.

Anfangs mußte der Führer desselben wohl glauben, wir hätten Uebles im Sinn, denn er schien Lust zu haben, davon zu galoppiren; wir hielten jedoch die Pferde fest, stiegen auf den Wagen, und er fuhr uns, da er doch gegen 12 bis 13 junger Bursche nichts ausrichten konnte, bis Groß-Lafferde, wenn ich nicht irre, wofür wir ihm jedoch Jeder einen braunschweigischen Groschen gaben.

War schon die Fahrt am Nachmittage unter Ge-

sang und Gelächter vergangen, so sollte der Abend nicht minder heiter verbracht werden.

Wir traten in die Wirthsstube, und nachdem Jeder nach seinen Verhältnissen für Abendessen und Nachtquartier gesorgt hatte, machte ich mich daran, die übrigen Gäste zu mustern.

Zu meinem Erstaunen bemerkte ich unter den Dorfbewohnern ein sonderbares Männlein. Sein in den Schultern sitzender Kopf war mit einer hellblauen Mütze mit rothem Deckel und breiter Silbertresse bedeckt; ein dunkler Schnurenrock und weite, carrirte Beinkleider vervollständigten die übrige Toilette.

Dieser komische Kauz suchte in einem erbärmlichen Deutsch, welches er mit vielen Flosseln in noch erbärmlicherem Französisch den mit offenen Mäulern zuhörenden Bauern begreiflich zu machen, daß heute Abend der berühmte Professor X. eine Vorstellung geben werde in der höheren Magie, Chiromantik, Nekromantik, Physik und noch anderer tiken und siken, und er sie dazu freundlichst einlade.

Das Ding fing an, mich zu amüsiren, ich redete den Künstler also an, und zwar französisch — erstaunt sah er mich an, schnitt mir eine furchtbar komische Grimasse und stolperte ebenfalls Etwas auf französisch heraus.

War er mir ſchon ſitzend ſehr drollig vorgekommen, ſo mußte ich faſt hell auflachen, als er ſich erhob, er reichte mir kaum bis an die Bruſt, und meine Größe iſt dem Leſer ſchon bekannt, denn die untere Hälfte ſeines Menſchen war, bis auf ein Paar krummer Beine, in einen furchtbaren Höcker gerutſcht.

Man denke ſich dieſe Figur, dieſes Geſicht, geziert mit einem martialiſchen Schnurr- und Kinnbart a la Napoleon III., und man würde mir verzeihen, wenn ich wirklich gelacht hätte. Ich that dies nicht, ſondern erſuchte ihn, ſich mit dem Franzöſiſchen keine Unkoſten zu machen, ſondern mir in ſeiner Mutterſprache zu erzählen, was es eigentlich gäbe.

Er ſchien förmlich erleichtert aufzuathmen ob dieſer Anſprache, denn im ſchönſten Deutſch aus der Nähe von Berlin lud er mich und meine Kameraden ein, der Vorſtellung beizuwohnen.

Erſter Platz einen Groſchen, ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu ſetzen, die übrigen Plätze gegen Naturalien!

Natürlich gingen die Meiſten von uns zur feſtgeſetzten Zeit in die große Dorfſcheune, woſelbſt der Schauplatz war.

Der Zwerg war jetzt Kaſſirer.

Wir ſtiegen eine ſchmale Treppe empor und gelangten auf einen Heu- oder Kornboden, an deren

hinteren Wand eine lange, bedeckte Tafel stand, mit allen möglichen Apparaten versehen, jedenfalls für die Herren Bauern und die Bäuerinnen böhmische Dörfer.

Bald begann die Vorstellung, und jetzt war der Zwerg das Orchester! Er spielte ziemlich gut eine große Harmonika, blies dazu eine Papageno-Flöte, die in seiner Weste stak, und hatte um das eine Bein einen Riemen geschnallt, an welchem viele Schellen befestigt waren — bei den betreffenden Kraftstellen seiner Ouvertüre stampfte er mit dem Schellenbein auf den Fußboden, daß der Staub aufwirbelte, und somit war sein Orchester mit Pauke, Schellen, Flöten, Piccolo und allem Möglichen besetzt, und Alles nur von einem einzigen Mann executirt!

Es war zwar eine Höllenmusik, aber der Kerl jedenfalls eine Perle für seinen Prinzipal.

Die Vorstellung ging gut von Statten, denn der weltberühmte Professor that für 1 Sgr. Entrée mehr, als wir verlangen konnten.

Wir gingen bald zu Bett, wo ich zum ersten Mal mit einem Berliner zusammen schlief, der leider mein Vertrauen nicht rechtfertigte, denn am andern Tage vermißte ich mein Taschenmesser; da lobe ich mir noch meinen Räuber auf der Landstraße nach Nauen!

Andern Tags ging's über Peine nach Hannover.

Diesmal war mein Reisegefährte ein kutmitiger Schnaiderkeſelle!

Er war nicht nur eine treue, ehrliche Haut, sondern auch ein vortrefflicher Führer, da er schon mehrere Male in der Gegend gewesen war.

Wir bogen bald von der Landstraße ab und gingen über Dörfer und Weiler einen viel näheren Weg nach Hannover. Abends gegen 6 Uhr erreichten wir die Welfen-Residenz.

Mein Auge suchte vor Allem einen Theaterzettel, und bald hatte ich ihn entdeckt.

Himmel! — „Othello!“ Carl Devrient!

Vergessen waren die 6 Meilen von heute.

Nur schnell nach der Schneiderherberge, welche mein Reise-Cumpan mir empfohlen — geschwind Toilette gemacht!

Vom Wirth hatte ich bereits die Zusicherung eines Abendbrodes und Nachtlagers erhalten.

Als ich nach einem Veilchen geputzt vor ihm stand und nach dem nächsten Wege zum Hoftheater fragte, lächelte er auf eine eigene Weise und erledigte meine Frage.

Ich kam noch fast zur rechten Zeit ins Theater. Frei Entree war nicht, weil ich mich nicht Vormittags gemeldet hatte; ich mußte mich also bequemen, 3 Gute Groschen für ein Gallerie-Billet zu bezahlen.

Die Vorstellung begann, und ich war im vollsten Sinne im Olymp.

Doch, was ist das? Täuscht mich mein Auge? Nein, das ist mein ehemaliger College Marks! Ich mußte Gewißheit haben, und kaufte mir daher sogar einen Zettel! Eigentlich Verschwendung, aber ich war ja in Hannover, die königliche Theater-Kasse war mir sicher.

Richtig, es war Marks — bald erfuhr ich seine Wohnung, und vollständig befriedigt, voll angenehmer Hoffnung auf Extra-Collecte, verließ ich das Theater.

Als ich in meine Herberge anlangte, erwartete mich der Wirth bereits vor einem sehr anständig besetzten Tisch, so daß ich ihm bescheidentlichst erklärte, ein derartiges solennes Abendessen erlaube meine Kasse nicht. Aber mit der größten Liebenswürdigkeit erwiderte er: „Essen Sie nur ohne Sorgen, ich bin ein Freund der Schauspieler, und daß Sie einer sind, habe ich Ihnen sofort angesehen, wenn Sie mir auch Ihren Paß nicht gegeben hätten!"

Sieh da, der Besitzer der Schneiderherberge ein Mäcen der Künstler! Und er war es in der That, wie ich aus seinen Erzählungen erfuhr. Wie ganz anders war mein College dagegen!

Andern Tags in der Frühe besuchte ich Marks.

Er freute ſich, mich wieder zu ſehen, ſervirte mir ein ſehr gutes Frühſtück, wobei wir unſere Erlebniſſe austauſchten; als ich jedoch auf das Practiſche meines Beſuches kam und ihn erſuchte, mir eine Collecte zu machen, daß ich im Stande wäre, den weiteren Theil meiner Reiſe zu fahren, wurde ſein Geſicht immer länger, endlich gab er mir den Rath, zum Ober-Regiſſeur Rottmeier zu gehen; das that ich, erhielt aber ſtatt der üblichen 2 Thaler nur die Hälfte, weil es noch Sommer und die Kaſſe ſehr geſchwächt ſei. Ich ging, in meinen Erwartungen ſehr getäuſcht, zu M. zurück, er war empört darüber, und um mich einigermaßen zu entſchädigen, gab er mir **Sieben preußiſche Silbergroſchen**, weil ſie in Hannover nur 10 Pfennige galten, und da wolle er ſie mir lieber geben. — Wie edel, bei 2000 Thalern Gage!

Habe Dank, wackerer College — — —!

Um ſo liebenswürdiger war mein Wirth, er nahm nur ein paar Groſchen von mir, obgleich ich bis über Mittag bei ihm blieb.

Nachdem ich mir die Silberkammer, den Bahnhof, das Schloß angeſehen hatte, verließ ich Nachmittags 4 Uhr Hannover.

Ich mochte ungefähr 2 Meilen gewandert ſein, als ich ein Städtchen erreichte, mit Namen Stadthagen oder Petershagen, c'est egal! Es war ſchon

finster und so konnte ich den Namen nicht mehr ordentlich lesen; ich fragte mich nach einem Wirthshause durch und man wies mich nach der Schusterherberge — eigenthumliches Zusammentreffen, bald Schneider, bald Schuster!

Ich trat ein — o weh, das war ein miserables Loch!

Als der Wirth, ein alter Grankopf, mich fragte: „Doch Schuster?“ erwiderte ich: „I. was soll ich mich hier genieren, es ist ja weiter Niemand da — nein, ich bin Schauspieler!“

Obgleich der Wirth und dessen anwesende Tochter mich verwundert anschauten, wurde mir doch zu bleiben gestattet. Ich bestellte mir etwas Fleisch und Brod, und bald stand das Bestellte vor mir.

Mit einem gewissen Mißtrauen betrachtete ich das weiße Fleisch und die dünnen Knöchelchen, und fragte den Wirth, welcher Gattung von Vieh diese Ueberreste angehörten, und erhielt die Antwort: „Hase!“ Aha, dachte ich, es könnte also auch Karnickel sein! Ich hatte noch nie im Leben Kaninchenfleisch gegessen, und wollte das auch eben versuchen, da fiel mein Blick auf drei oder vier wohlgenährter Katzen. Jetzt wurde mein Verdacht zur Gewißheit, und so hungrig ich war, man hätte mir noch Geld zugeben können, ich hätte nicht einen Bissen von dem Katzenfleisch

essen können. Ich ließ mir daher Käse geben, aß und ging bald zur Ruh.

Der frühe Morgen fand mich schon auf der Straße nach Bückeburg, welches ich Nachmittags erreichte. Eine Beschreibung dieser Residenz sei mir erlassen, nur einer Eigenthümlichkeit muß ich Erwähnung thun.

Bevor man in die Hauptstadt treten darf, stehen rechts und links riesengroße Verordnungen, welche den harmlosen Wanderer mit schwerer Strafe bedrohen, so er gegen hochfürstliche Gesetze verstößt. Eine dieser Verordnungen fiel mir besonders auf, welche ungefähr also lautete: „Das Betteln und „Fechten" ist bei strenger „Geld"- und Freiheitsstrafe verboten. Handwerksburschen, so der Unterstützung bedürfen, haben sich auf die Bürgermeisterei zu verfügen!"

Obgleich ich es nun nicht wagen durfte, auf der Bürgermeisterei mich als „Soldarbeiter" auszugeben, so ging ich doch hin, offen gestanden aber nur aus Unsinn, denn ich hatte noch Geld; ich hatte von vorn herein die Ueberzeugung, daß mein Gang vergeblich sein würde. Richtig, auf meine bescheidene Anfrage erhielt ich zur Antwort, daß nur wandernde Handwerksburschen unterstützt würden! — „So, so," erwiderte ich, „also wandernde Künstler, Schulmeister

und Diplomaten können hier verhungern!?" — Es war aber doch gut, daß ich diese Aeußerung mehr für mich, als für die Bückeburger Behörde that, sonst hätte ich am Ende noch andere Einrichtungen der Stadt kennen lernen können.

Ich dehnte meinen Marsch heute noch bis Rinteln aus, woselbst ich auf einem Hopfenboden schlief und am andern Morgen mit einem „Affen" erwachte, ohne einen Schluck getrunken zu haben.

Glücklicherweise zerstreute die frische Morgenluft alle Kopfschmerzen, und bald nach dem Mittagessen erreichte ich Pr. Minden, woselbst ich für 2 Sgr. eine Portion Essen bekam, woran sich sechs Schneider hätten satt essen können, vorausgesetzt, wenn sie hungrig wären!

Nachdem ich ein wenig geraßet hatte, ging es weiter bis Lübbecke, welches mein heutiges Nachtquartier wurde.

Jetzt war aber meine Kasse derart zusammengeschmolzen, daß ich nur noch einen Groschen besaß, als ich am andern Tage gegen Abend die Thürme Osnabrücks vor mir liegen sah.

Aber mein Muth schwand nicht, war ich so weit gekommen, mußte es auch noch weiter gehen.

Meine ganze Hoffnung basirte sich darauf, in Osnabrück Theater zu finden, dann war ich schöne

raus, wo nicht, so blieb ich dort liegen, schrieb nach Amsterdam und ließ mir so viel von meiner Reise-Entschädigung schicken, um mein Ziel erreichen zu können.

Bevor ich jedoch Osnabrück erreichte, hatte ich noch ein tüchtiges Stück zu marschiren, und der Abend dunkelte bereits mit Macht herein.

Ich schritt so mächtig aus, als es meine Müdigkeit und meine kurzen Beine gestatteten, und langte glücklich gegen 8 Uhr in die mit trüben Oellampen erleuchtete Stadt an.

O Glück! Gleich in der ersten Straße entdeckte ich beim Schein der Laterne einen Theaterzettel! Aber war er auch von dieser Saison? Konnte er nicht zum Andenken von früher hier Ueben geblieben sein? Fast zitternd vor Angst, daß es so sei, erreichte ich ihn und las freudig: „Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung: Heute Theater in Osnabrück. Direction Möwis und Pichler."

Ich war gerettigt, und da beim Personal bekannte Namen: Grunow, Grashoff, zwei Landsleute und Schulkameraden, sich befanden, war ich noch gerettigter! Hunger und Durst waren vergessen — nein, halt, dem war doch nicht so, denn ich stolzirte, groß meinem ganzen Groschen, nach der nächsten Herberge — diesmal waren's die Tischler!

„Was für ein Handwerk?"

Der unvermeidliche „Goldarbeiter" kam als Antwort heraus.

„Hier nicht, die logiren drüben, hier sind blos Tischler!"

Das war mir nun Schnuppe — ich ging also „rüber", bestellte mir Abendbrod, gab meinen Paß und Effecten ab und ging bald zur Ruh.

Am andern Morgen bekam ich bei meinem Kaffee eine Marke, und auf die Frage: was das bedeute? wurde mir gesagt, daß ich gegen Vorzeigung dieser Marke meinen Paß von der Polizei holen könnte, natürlich müßte ich erst meine Zeche bezahlen! Das ging doch nun nicht, aber mit ziemlicher Dreistigkeit erwiderte ich: „Beruhigen Sie sich, Herr Wirth, ich bin Schauspieler und muß erst zum Herrn Director; wahrscheinlich bleibe ich hier," und um ihn ganz sicher zu machen, fragte ich sogar, ob ich bei ihm Kost und Logis haben könnte?

Das war allerdings ein kleiner Schwindel, aber der Wirth glaubte mir, um so mehr, als ich bereits in grand toilette war; so konnte ich ungehindert fortgehen, ohne mein Vermögen angreifen zu müssen.

Die Wohnung des Directors war bald erfragt, und zufällig wohnte mein Freund Grunow mit ihm auf demselben Flur. Mit offenen Armen empfing er

mich, nöthigte mich, den Tag über bei ihm zu bleiben und führte mich bei Herrn Director Möwis ein.

Auch hier wurde ich mit großer Freundlichkeit empfangen, und, in Anbetracht meines kühnen Unternehmens, wie Herr Möwis sich ausdrückte, gestattete er mir, eine Extra-Collecte zu machen, die, Dank meinen Freunden Grunow — Gott hab' ihn selig! — und Grashoff, so gut ausfiel, daß ich den ferneren Theil meiner Reise wenigstens ohne Noth machen konnte!

Gegen 5 Uhr Nachmittags verließ ich Osnabrück und kam um 9 Uhr in ein Dorf, dessen Name mir entfallen ist.

Hier traf ich eine ganz eigenthümliche Sorte von einem Handwerksburschen, nämlich einen Schneider — **ohne Beine**!

Ein kreuzfideler Kauz war es, trotz seinem Mißgeschick. Der fehlende Theil seines Körpers wurde durch einen sinnreich construirten Wagen ersetzt, den er mit den Händen regierte. Ein robuster Kerl begleitete ihn als Beschützer, dessen er auch auf der einsamen Landstraße sehr benöthigt war. Es mußte jedoch ein seltenes Vertrauen sein, welches diese beiden verband, da doch der Krüppel so ganz in die Gewalt des Großen gegeben war, zumal die Einnahmen des Schneiders oft sehr bedeutend waren, denn als ich

ihn fragte, ob es nicht für ihn ſicherer und bequemer ſei, in irgend einer Stadt zu bleiben, lachte er mich förmlich aus und erklärte: ſo dumm wäre er nicht mehr, länger als acht Tage bliebe er nirgend in Arbeit und das nur, um ſein Wanderbuch in Ordnung zu halten, dann ging es wieder fort. Denn wenn er z. B. in Hannover zwei Stunden in ſeinem Wagen auf der Herrenſtraße ſtände, ſo verdiene er mehr, als wenn er wo anders ſechs Wochen in Arbeit ſtände.

So weiß oftmals der Neunte nicht, wovon der Zehnte lebt.

Die Geſchäftsumſicht des Knirpſes ging ſo weit, daß er mir, nachdem ich ihm meinen Stand entdeckt hatte, Engagement anbot, er ſpiele ausgezeichnet Harmonika, und ich ſollte Couplets dazu ſingen, wir könnten ein rieſiges Geld zuſammenſchlagen. Ich habe es nicht angenommen, und ſo vielleicht mein Glück mit Füßen getreten, man iſt manchmal zu leichtſinnig.

Andren Tags gings über Bohmte und Bramſche nach Fürſtenau, der berühmten Gewehr-Fabrik. Die Tour iſt ein wenig groß, aber ich bin auch ein tüchtiges Stück als blinder Paſſagier mit einem gutmüthigen Poſtillon gefahren.

Von Fürſtenau iſt mir wirklich nichts im Gedächt-

nisse geblieben, deshalb schied ich auch am andern Morgen sehr gleichgültig von ihm, um so mehr, als die guten Fürstenauer mir trotz ihrer vortrefflichen Gewehre doch nichts zur Reise vorgeschossen hätten. Am folgenden Nachmittag langte ich in Lingen an.

In dieser Stadt erfuhr ich etwas, was vielleicht den meisten Geographen und Reisenden unbekannt sein dürfte, nämlich, daß Lingen drei Wunder aufzuweisen hat, und zwar: einen Hafen, aber es sind niemals Schiffe darin, eine Kaserne, obgleich nicht ein Soldat in der Stadt ist, und schließlich ein Gymnasium ohne Schüler.

Wahrscheinlich stammen diese Bauten noch aus der Zeit, als die Herzogthümer Cleve, Jülich und Berg existirten, etwas ganz Genaues habe ich bis heut noch nicht darüber erfahren können.

Ich übernachtete in der freundlichen Stadt, und als ich am andern Morgen meinen Weg fortsetzen wollte, rieth mir mein gefälliger Wirth, nur bis zum nächsten Dorfe zu gehen, da fände ich sicher einen Fuhrmann, der nach Holland hinein fährt; das that ich denn auch und traf richtig einen Hollandfahrer. Nachdem ich mich mit ihm verständigt hatte, was nicht so leicht von Statten ging, da er bereits holländisch kauderwelschte, welches mir jedoch spanisch vorkam, so setzte ich mich auf seinen Leiterwagen und die Fahrt

ging los. Aber o weh! meine Rippen! noch vierzehn Tage nachher war ich wie zerschlagen!

Das waren zwei langweilige Tage. Nichts wie dürres, braunes Haideland, auf meilenweiter Entfernung weder Baum noch Strauch noch eine Spur menschlicher Nähe, dabei fußtiefe Sandwege, so daß die Pferde nur langsam vorwärts konnten. Obenein brannte die Herbstsonne noch mit einer Gluth auf meinem armen Pelz, daß ich mich aus Verzweiflung auf den Boden des Wagens legte und die fünf oder sechs Sitzbretter als Dach über mir zusammen schob, aber das war noch schredlicher; jedoch, was wollte ich machen, hier hieß es wirklich: lieber schlecht gefahren als stolz gelaufen.

So kamen wir den ersten Tag nach Vennebrügge, bereits holländischer Boden. Ich suchte in dem Wirthshause bald mein Lager und schlief wunderbar in dem herrlichen holländischen Bette, aber das Erwachen war mit wenigerem Wohlbehagen verknüpft, ich armes Wurm mußte für meinen ruppigen Fuhrmann auch noch die Zeche bezahlen, ich protestirte mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln dagegen, wobei mir zum Glück ein deutscher Handelsmann mit seiner Frau, die der holländischen Sprache zur Seite stand, mächtig waren. Des Morgens in der Frühe ging es mit dem Rumpelkasten weiter.

Meine Absicht war, nach Zwolle zu kommen, mich dort des Amsterdamer Dampfbootes zu bedienen, und selbst, wenn ich nicht genug Geld zur Ueberfahrt hatte, glaubte ich doch beim Capitain, durch Vorzeigung meines Passes und Contraktes, so viel Credit zu finden, daß er mich mitnahm. Das hatte ich auch mit meinem Fuhrmann besprochen und accordirt, er hatte ebenfalls gesagt, daß er nach Zwolle fahre. Wie erstaunte ich daher, als er am zweiten Tage Nachmittags gegen fünf Uhr mir ankündigte, wir wären an Ort und Stelle. Ich fragte sehr erfreut, ob das schon Zwolle sei, erhielt aber zur Antwort: neen, dat is Hasselt. Ja zum Teufel, ich will nach Zwolle, Ihr habt mich betrogen, gebt mir mein Geld wieder. So begann ich zu lärmen, bis er mir begreiflich machte, daß ich ja noch einige Meilen näher an Amsterdam sei, und das Zwollsche „Stromboot" hier vorüber käme, um mich abzuholen.

Beruhigt ging ich also „in het Logement", wo ich so viel zu essen bekam, wie noch nie in meinem Leben. Ich überzählte mein Geld, und da ich erfahren hatte, daß ein Deckbillet bis Amsterdam nur 75 Cents, ungefähr 12 Silbergroschen 6 Pfennige Pr. kostete, so fand ich meine Baarschaft ausreichend, auch meine Zeche noch bezahlen zu können, und begann mich bereits recht behaglich zu fühlen.

Ein kleiner Schrecken verursachte jedoch eine unangenehme Rückwirkung.

Es wurde nämlich plötzlich die Thür aufgerissen, ein Mann stürzte herein und brüllte: „de paaken brenn!“

Alles sprang auf, ich natürlich auch, denn ich glaubte nicht anders, als die „Paaken“, in meiner Phantasie irgend eine Ortschaft, ständen in hellen Flammen.

Wo denn? wo denn? rief ich ängstlich.

Aber keiner der Anwesenden nahm Notiz von mir, im Gegentheil, Alle waren mit der größten Ruhe beschäftigt, Packete, Kisten, Bündel ꝛc. auf einen Wagen zu packen.

Da ich nun am ganzen Horizont nirgend einen Feuerschein bemerkte, so ging mir ein Licht auf; der vermeintliche Feuerruf sollte heißen: die Packete bringen (brengn)! Etwas beschämt zog ich mich zurück.

Die Nacht verging, der Morgen kam und mit ihm wieder Schreck und Verlegenheit. Meine Zeche machte 1 Thaler 5 Silbergroschen, es war nicht zu billig, hingegen ich bezahlte ohne Murren; jetzt blieben noch 20 Silbergroschen, das war ja genügend. Ich ging also zu rechter Zeit nach dem Billet-Verkauf.

Vorher jedoch hatte ich, um recht bedürftig auszusehen, meinen guten Rock abgelegt und nur den

Leinwandkittel anbehalten, ſo mußte ich ja ein Billet bekommen. Der billige Preis war eben nur eine Vergünſtigung für unbemittelte Reiſende.

Ich trat an den Schalter und verlangte mit armer Sündermiene ein Billet.

O Himmel, das war nicht! Billet bis Amſterdam koſtet 2 Gulden 50 Cente! circa 1 Thaler 10 Silbergroſchen. Baff! da ſtand ich und das Dampfſchiff war ſchon zu ſehen. Ich lief zu meinem Gaſthauſe zurück und ſuchte meinen Wirthen mein Leiden klar zu machen, ſie verſtanden auch und ſchafften Rath, denn Gott verläßt keinen Deutſchen nicht!

Ein alter Bootsmann wurde herbeigerufen, und als er erfuhr, was mir fehlte, machte er ſich anheiſchig, mir ein Billet zu ſchaffen. Mit Freuden gab ich ihm 15 Silbergroſchen und er brachte mir auch bald darauf die Karte. Für den Reſt von 5 Silbergroſchen kaufte ich noch ein Stück Schwarzbrod, Käſe und etwas Genevre. So ausgerüſtet, betrat ich das inzwiſchen angelangte Dampfſchiff und bald war ich auf der Zuiderſee.

Wenn es auch meine erſte Seereiſe war, ſo fand ich doch bald nichts Beſonderes dabei. Ich ſah Waſſer, Himmel und Segeltuch. Wellenſchlag war nicht, die Ufer höchſt langweilig; dieſes Gefühl bemächtigte ſich auch meiner, ich verzehrte die mitge-

brachten Victualien, trank meinen Genevre aus, und da es mir eben nicht gefiel, ging ich in den Maſchinenraum, ſtreckte mich auf eine Bank und war bald feſt eingeſchlafen.

Da, mit einem Male: Rufen, Lärmen, Commandoworte — Kettenklirren! Die Maſchine arbeitet furchtbar — Himmel, wir ſinken! — —

Ich fahre jäh von meiner Bank auf, ſtürze die Cajütten-Treppe hinauf und — was fand ich —? den ſchönſten Nachmittags-Sonnenſchein — wir waren gelandet!

Und vor mir lag im feuchten Sonnenglanze
Die Rieſenſtadt am blauen Amſter-Strom!

Ich war da! —

War nun mein Spaziergang für den Leſer nicht ſo intereſſant, als für mich, ſo möge er entſchuldigen — ich habe wenigſtens das Eine bewieſen, daß ein Menſch mit feſter Willenskraft auch das Schwierigſte zu vollbringen im Stande iſt!

# Gaſtſpiel-Anekdoten von Theodor Döring.

## 1. Der verſchwundene Percy.

Wer kennt ihn nicht, den großen Mimen Döring? Aber wer ihn kennt, wird auch von ſeinen Eigenheiten zu erzählen wiſſen!

Bei dem wievielſten Gaſtſpiele Döring's in Köln es war, weiß ich nicht mehr zu beſtimmen, als unſerm Theodor wieder etwas ſehr Aergerliches paſſirte. Er ſpielte ſeine Glanzrolle, den Fallſtaff in Heinrich IV.

Herr Hübner hatte die Rolle des Percy und Wüſt die Heinrich's, nebenbei bemerkt, ein paar rieſige Vertreter dieſer Rollen, da, Beide zuſammen gemeſſen, noch nicht zehn und einen halben Fuß hatten, zudem war Hübner etwas nervenſchwächlicher Complexion, und konnte vor Allem kein Blut ſehen!

Im fünften Act, Scene vier, kommt Douglas und ficht mit Fallſtaff, der niederfällt, dann kommt Heinrich und ficht mit Percy. Beide in Helmen und den beſten Harniſchen, die vorhanden waren. Da bekommt Percy-Hübner einen Schlag auf den Helm, das Viſir, welches nur mit einem Faden an der Helmſpitze befeſtigt war, fährt mit einiger Vehemenz herunter und trifft Hübner auf die Naſe, er fällt und faßt im Schmerz nach ſeinem Geſichtsvorſprunge, und — o Schrecken! zieht die Hand blutig zurück — — Jetzt war's mit ihm aus, ſein letzter Satz: „O Heinrich, Du beraubſt mich meiner Jugend!" kam nicht mehr, ſondern nur die ängſtlich hervorgeſtoßenen Worte: „Tragt mich ab, ich bin verwundet! Schnell einen Arzt!" Wüſt-Heinrich wird ſelbſt unruhig und winkt einigen Statiſten in der Couliſſe, dieſe kommen eiligſt und tragen auf Wüſt's Zeichen Hübner ab.

Döring hatte wohl gehört, daß Etwas vorging, aber da er auf dem Bauch lag, weil er ſich todt ſtellen muß, nichts geſehen. Jetzt richtet er ſich auf, ſich nach Percy umſehend, mit den Worten: „Ich will ihn in Sicherheit bringen und will ſchwören, daß ich ihn umgebracht habe!" Aber o weh! Adieu Heinrich, adieu Percy!"

Mit wüthenden Blicken ſucht er herum, ſtarrt ins Publikum, fängt mit den Füßen an zu ſtrampeln und

geht unter schallendem Gelächter des Auditoriums ab. Die ganze Scene war geworfen. Man kann sich die Wuth Döring's denken!

Er stürzte förmlich in seine Garderobe, wo er einige Fuß hoch sprang und mit seinem Lieblings-Ausdruck: „Das kann nur mir passiren!“ seinem Herzen Luft machte.

Jetzt kam Wüst, um noch mehr Oel ins Feuer zu gießen.

„Bester Herr Döring,“ begann er höchst bescheiden, „Sie sind durch meine Schuld um einen Ihrer schönsten Effecte gekommen — ich bitte Sie, mir zu verzeihen!“

„Hinaus!“ schrie ihn Döring an — „Sie Bursch! Lernen Sie erst gehen auf dem Theater, ehe Sie Comödie spielen wollen!“

„Aber Herr Döring —“

„Hinaus, Schulknabe! Hinauuuus!!!“

Jetzt reißt auch Wüst die Geduld, der sonst ein höchst gemüthlicher, ruhiger Mensch ist.

„Hören Sie mal, mein Herr, ich komme hierher, um mich artig zu entschuldigen — aber wenn Sie hier von Burschen und Schulknaben reden, dann sind Sie ein alter Ochse!“

Sprach's und verschwand.

Döring war baff! Zum Glück war das Stück aus,

aber Döring's Malheur noch nicht, welches am andern Tage seine Fortsetzung finden sollte.

Der Regisseur Herrmann lag krank zu Bett. Zu diesem eilte Döring am andern Morgen, um die ihm zugefügte Unbill zu melden.

Er stürzt ins Zimmer, stellt seinen sehr eleganten Cylinderhut aus der Hand und postirt sich vor Herrmann's Bett.

„Weißt Du, was ich bin?" beginnt er ohne alle Einleitung.

„Nun, unser berühmter College Döring!"

„Nein, ich bin ein alter Ochse!"

„Ah — wer sagt denn das?"

„Nun, Deine Mitglieder!"

Und er erzählte den Vorfall. Herrmann war schon unterrichtet und suchte ihn so viel wie möglich zu beruhigen. Jetzt kam auch der Director L'Arronge und bemühte sich ebenfalls, den wüthend auf- und niederstürmenden Fallstaff zu besänftigen. Fast wäre es den vereinten Anstrengungen Beider gelungen, aber — da öffnete sich die Thür und herein trat — Wüst.

Döring, ihn sehen, auf die Hüte losspringen, einen ergreifen und zur Thür hinaus, war das Werk eines Augenblicks!

Alle sahen sich verwundert an und wollten eben anfangen, in ein Gelächter auszubrechen, als die Thür

abermals aufgeriſſen wurde und Döring mit einem Sprung und dem Ausruf: „Das kann nur mir paſſiren!“ ins Zimmer ſtürzte.

Er hatte ſtatt ſeines eleganten Cylinderhutes in der Eile des Directors ziemlich ſchäbigen Filz ergriffen und war damit auf die Straße gerannt.

Nachdem er ſeinen richtigen Hut genommen, blickte er faſt wehmüthig die Anweſenden an und lispelte: „Ihr habt Recht, ich bin ein alter Ochſe — aber,“ ſetzte er wieder heiter hinzu — „doch der große Döring!“

## II. Die Kittnase.

Der Kaufmann von Venedig wurde gegeben.

Döring, als Shylok, riß das zahlreich versammelte Publikum zu wahrem Beifallssturme hin. Alles ging vortrefflich, die Mitglieder waren sichtlich bemüht, den berühmten Gast mit ihrer besten Kraft zu unterstützen. Aber ach — das hämische Fatum lauerte bereits hinter der Coulisse, diesmal in Gestalt eines Choristen, der die Rolle des Tubal spielte.

Freund Hartmann, ehemals Director eines Meerschweinchens, war sonst ein stiller, gutmüthiger Mensch, aber ich weiß nicht, an diesem Abend kam er mir doch etwas diabolisch vor. War es nun Absicht von ihm, oder Zufall, kurz, er hatte als Tubal ganz dieselbe Maske gemacht, wie Döring als Shylok: derselbe Bart,

die Stirnlocke, das Käppchen, und um ihm ganz ähnlich zu sein, hatte er sich eine sogenannte Judennase von Kitt gemacht. Director Ernst, der die Regie hatte, sah ihn nicht, und uns Anderen konnte es ja gleich sein, wie sich Herr Director Hartmann schminkte. Seine Scene kommt (die Erzählung der gesunkenen Schiffe), Döring starrt schon den auftretenden Tubal, sein zweites Ich, an, kann doch aber nichts mehr sagen.

Hartmann hält sich auch wacker, er bringt Wort für Wort.

Da geschah's! — —

Ob Döring nun ein bischen stärker agirte, oder was es war, weiß Keiner, aber plötzlich fährt der herabhängende Aermel von Döring's Kaftan Hartmann an die Kittnase — und patsch! da liegt sie an der Erde — — —

Hartmann wird verwirrt, faßt mit der Hand nach dem Hauptbestandtheil seiner Judenmaske, vermißt die Nase und guckt suchend am Boden umher, wo sie wohl liegen mag?! Das Publikum hatte den ganzen Vorfall bemerkt, und schadenfroher Applaus und Gelächter erschüttert das Haus.

Döring geht ab, um hinter der Scene wieder in die Luft zu springen und auszurufen: „Das kann nur mir passiren!“

Hartmann kam und entschuldigte sich mit den Worten: „Bei Otto Lehfeldt ist mir das nicht begegnet!“ Das stieß dem Faß den Boden aus, denn es klang ja gerade, als ob Lehfeldt den Shylok besser spielte.

Döring schleuderte ihm nur einen vernichtenden Blick zu und fragte dann: „Wie heißt der Mensch?“

„Hartmann!“ antwortete Einer.

„Das dachte ich mir,“ rief Döring, „der kommt ins H. —! Ich habe ihn nie leiden mögen — jetzt hasse ich ihn!“

Was Döring damit sagen wollte, blieb uns unklar, denn er hatte Hartmann nie gesehen; aber derartige Scherze muß man dem großen Künstler zu Gute halten — es ist ja Döring, der große Chargenspieler, wie er sich selbst nennt!

Hartmann soll aber nie wieder eine Kittnase aufgelegt haben! — — —

## III. Die geſchminkte Souffleuſe.

Es war Probe von Nathan. Wir waren Alle verſammelt und warteten auf Döring, endlich kam er und die Probe begann.

Nun iſt es wohl allgemein bekannt, daß der große Mime, obgleich er jede ſeiner Paraderollen wohl mehr als hundert Mal geſpielt hat, doch ohne Souffleur nicht fertig wird. So auch hier. Er beginnt ſeine Scene, und entweder fehlte ihm ein Wort oder aus Gewohnheit blickt er in den Kaſten, ſtutzt, fährt zurück, blickt wieder hin, und wendet ſich zum Regiſſeur mit den Worten:

„Auf dieſe Frau kann ich nicht ſpielen, die ſtirbt bis Abend, ſie hat ja das Fieber im höchſten Grade!“

„Bewahre!“ antwortet Hermann, „die alte Brenk ſieht immer ſo leidend aus?“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, die Frau ſtirbt, ſie hat das Fieber!“

Dabei blieb er, und es koſtete Mühe, ihn zu bewegen, weiter zu probiren, wobei er immer ängſtlich in den Kaſten blickte, vielleicht, um jeden Augenblick die letzten Seufzer der armen Frau zu hören.

Indeſſen ging die Probe noch vor dem Ableben derſelben zu Ende.

Mutter Brenk hatte erfahren, daß ihr bleiches Geſicht dem Gaſte nicht gefiel und ſchminkte ſich am Abend knallrothe Backen.

Die Vorſtellung beginnt, Döring tritt auf, ſieht in den Kaſten und bemerkt, wie ihm die Souffleuſe mit dem rothen Geſicht ſelbſtzufrieden zunickt. Er ſchrickt zuſammen, ſpielt aber doch meiſterlich wie immer.

Sobald er in die Couliſſe kommt, packt er Hermann bei den Schultern, „was habe ich Ihnen geſagt?“ ruft er, „die Frau ſtirbt, jetzt iſt das Fieber zum Ausbruch gekommen, ſie glüht ja, wie ein geſottener Krebs!“

Lachend erklärte ihm Hermann den Grund dieſes Erröthens.

Da lachte auch er, der große Mann, und brach in die ewig denkwürdigen Worte aus:

„Verrücktes Frauenzimmer!“

# Eine Theaterprobe.

Hercules, einer der berühmtesten Heroen der griechischen Fabelwelt, hat die ihm aufgebürdeten zwölf Strafarbeiten mit ziemlicher Leichtigkeit vollbracht. Hätte Eurystheus ihm das Einstudiren eines sogenannten „Ausstattungs-Stückes" an einem großen Residenztheater als dreizehnte Aufgabe gestellt, wer weiß, ob die Kraft des Ahnherrn der Herakliden sich nicht daran gebrochen hätte.

Von der Mühe und Arbeit unter Anspannung aller Kräfte, von der Menge der Verdrießlichkeiten, des Aergers und wiederum der Langmuth und Geduld, die beim Einstudiren einer „Féerie", wie das echte Zauber- und Spectakelstück in der Kunstsprache heißt, mit in den Kauf geht, hat die große Mehrheit der Theaterbesucher keine Ahnung. Eine einzige Scene wird oft zwanzig Mal wiederholt, bevor Alles

in ihr, nach dem technischen Ausdrucke, „klappt“. Aber auch manche heitere Scene spielt sich bei solchen Proben ab und Manches, wovon des Sängers Höflichkeit zu schweigen hat.

Wir wollen es versuchen, eine solche Theaterprobe anschaulich zu machen, obgleich die minutiöseste Beschreibung hinter der Wirklichkeit immer zurückbleiben wird. Zuvor geben wir in Kürze ein Verzeichniß derjenigen Personen, die für einen theatralischen Flitterstaat erforderlich sind; wir greifen zu diesem Zwecke aus der Reihe der Berliner Bühnen das Victoria-Theater heraus und nun höre und staune man, wer und was Alles aus einem einzigen Directionssäckel Gagen und Gehalt bezieht: Dramaturg, Ober-Regisseur, Theater-Arzt, Syndicus, zweiter Regisseur, Cassen-Rendant, Bureau-Vorsteher, Buchhalter, Inspicient, Cassirer, Bibliothekar, Haus-Inspector, Requisiteur, Orchesterdiener, Cassendiener, Theaterdiener, Capellmeister, Concertmeister, Ballet-Dirigent, Orchester-Mitglieder, Souffleur, Haus-Statisten, Logendiener, Decorationsmaler, Farbenreiber, ein Hof-Friseur mit vier Gehülfen, Maschinenmeister, Theatermeister, Schnürmeister, Beleuchtungs-Inspector, Dirigent der elektrischen Apparate, Illuminateure, Schlosser, Klempner, Tischler, Zimmerleute, Asphaltarbeiter, Ober-Garderobier und Garderobiere mit zwanzig Gehülfen

und Gehülfinnen, Theater-Feuerwerker, Hülfsarbeiter, Gärtner, Portier, Fegefrau und Nachtwächter.

Dazu kommen: Dramatiſche Künſtler und Künſtlerinnen, zweiundzwanzig an der Zahl, der größte Theil dotirt mit bedeutenden Gagen, Chorperſonal, beſtehend aus vierzig Mitgliedern, Balletmeiſter, acht Solotänzerinnen, vierundzwanzig Tänzerinnen vom Corps de Ballet, hundert Figurantinnen und dreißig Ballet-Eleven.

Außer dieſen Gagen und Gehältern braucht das Victoria-Theater an Extra-Ausgaben für Zeitungs-Annoncen, Zetteldruck, Säulen-Anſchlag, Beleuchtung ꝛc. täglich vierzig Thaler. Der Selbſtherrſcher eines ſolchen koſtſpieligen Staates muß, wenn er keinen Zauberſäckel hat, bei ſeinen Stücken die Goetheſchen Worte beherzigen:

„Drum ſchonet mir an dieſem Tag
Proſpecte nicht, und nicht Maſchinen!
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verſchwenden,
An Waſſer, Feuer, Felſenwänden,
An Thier und Vögeln fehl' es nicht."

Glückt es dem Directer, ſein Stück dem Geſchmacke des großen Publikums anzupaſſen, dann trifft auch ein, daß

„. . . wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren,
Um ein Billet das Volk die Hälſe bricht."

Dann kann er „wegen der großen Koſten" erhöhte Preiſe eintreten laſſen, und die Billethändler machen nebenbei noch brillante Geſchäfte.

Wir wollen hier eine Theaterprobe ſchildern. Was muß aber mit einem Stücke erſt Alles geſchehen, bevor es zur erſten, der ſogenannten Arrangir-Probe gelangt! Verſuchen wir dies unſern Leſern einigermaßen klar zu machen. Zuerſt geht das vom Dichter der Direction eingereichte Stück durch das Fegefeuer eines Prüfungs-Comité's; wird es von dieſem als ſchlackenrein befunden, ſo wandert es zum Rollenſchreiber; dann folgt eine Conferenz zwiſchen Director, Dramaturg, Verfaſſer und Regiſſeur wegen Beſetzung der einzelnen Partien; darauf Leſeprobe unter Vorſitz des Ober-Regiſſeur, wobei jeder Schauſpieler ſeine Rolle in geordneter Scenenreihe abliest. Nach der Leſeprobe hat ſich der Verfaſſer erſt einiger Privat-Scenen zu erfreuen. Er will ſich entfernen, doch der zweite Liebhaber hält ihn zurück, zeigt ihm ein Heft und redet ihn an: „Haben Sie dieſe Rolle für mich geſchrieben? Wiſſen Sie, Herr! daß ich in Anclam den Othello und in Züllichau den Franz Moor geſpielt habe? — Und mir eine Rolle von vier Bogen? — Hört mich, und dann geht heim," declamirt er aus Shakeſpeare; „mir iſt Verräthers Urtheil heut' geſprochen, und dies giebt mir den Tod." Noch einen

Blick tiefſter Geringſchätzung wirft er auf den Dichter, dann geht er mit Heldentritt ab durch die Mitte. Von der andern Seite kommt die niedliche Soubrette und bittet gar ſüß: „Ach, lieber Herr Doctor, ſchreiben Sie doch ein Liedchen für meine Rolle. Fräulein Süßmund hat eine große Bravour-Arie und ich gehe muſikaliſch ganz leer aus.“ Der Dichter verſpricht galant dieſem Wunſche nachzukommen und verſchwindet eiligſt.

Nach acht Tagen ungefähr legen die Decorationsmaler ihre Skizzen und der Maſchinenmeiſter ſeine Modelle dem Director vor, der Garderobier nimmt Maße zu den drei- bis vierhundert neuen Coſtümen, die Modewaaren-Handlungen ſenden Proben ihrer Wollen-, Sammet- und Seidenſtoffe an die Direction, Gold- und Silbertreſſen werden herangefahren und die Fingerchen einiger Dutzend Nähterinnen in Bewegung geſetzt. Der Componiſt arbeitet Tag und Nacht, um liebliche Melodien, rauſchende Märſche und ſinnenbeſtrickende Tänze zu erfinden, die Notenſchreiber arbeiten ſich an den Orcheſter-Stimmen die Finger wund, durch Aufrufe in den Zeitungen werden achtzig junge und „wohlgebaute“ Mädchen zur Mitwirkung verlangt; es melden ſich aber deren wohl tauſend. Dieſe Mädchen werden nun in kleinen Trupps nach dem Theater-Bureau beſchieden und einzeln gemuſtert.

Der Dramaturg, ein früherer Arzt, vertritt hierbei die Rolle der „Probirmamſell". Die erſte iſt ihm zu klein, die zweite zu groß, die dritte zu jung, die vierte zu alt, die fünfte zu rund, die ſechſte zu eckig, die ſiebente endlich hat das Glück, vom Secretär in die Liſte der Mitwirkenden aufgenommen zu werden.

Iſt nach einigen Wochen das nöthige Contingent herausgefunden, ſo werden ſämmtliche achtzig Mädchen dem Balletmeiſter als Rohmaterial überliefert, um Figurantinnen daraus zu formen, nebenbei bemerkt, eine der ſchwierigſten Aufgaben bei der ganzen Unternehmung. Auf dem Malerſaal fliegen indeß die Pinſel wie die Schwalben im Frühling, ganze Eimer, gefüllt mit Himmelblau, werden auf der am Boden ausgeſpannten Leinwand umgeſchüttet, und die Farbe mit einem Reiſigbeſen nach allen Richtungen vertheilt; das heißt in der Kunſtſprache: „Luft malen", auch „grundiren". Beſtellte eiſerne Walzen kommen aus verſchiedenen Fabriken, Modelle aus Darmſtadt, wo der Maſchinenmeiſter, einer der erſten ſeines Faches, domicilirt; Tiſchler, Zimmerleute, Klempner und Schloſſer hobeln, ſägen, löthen und feilen, daß es eine Luſt iſt für Jeden — der ſeine Ohren davon fern halten darf. Bei dem Allem iſt der Geldſchrank der Direction das belebende Princip. — Die ganze Ausſtattung eines ſolchen Stückes koſtet gewöhnlich

fünfzehn- bis zwanzigtausend Thaler, doch nach den ersten dreißig Vorstellungen ergiebt sich im günstigen Falle schon ein Ueberschuß für die Casse des Directors. Wir sprechen hier speciell von dem Victoria-Theater zu Berlin, welches dort allein in großen Féerien und gewinnbringend nur noch in Hermann Hendrichs' Gastspielen macht.

Das Wallner-Lebrun-Theater führt dem Publicum Possen und Volksstücke vor, die letzteren oft von wirklich poetischem Werth. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hält sich mehr zu dem leichtblütigen Offenbach; am Woltersdorff-Theater ist die Posse dominirend; Kroll's Etablissement executirt im Sommer eine recht gute Oper, und im Winter bringt es mit großer Pracht und großen Kosten Weihnachts-Ausstellungen — soweit es die französische Gesandtschaft erlaubt. Die nach Aufhebung der Concessionen neu hinzugekommenen Dutzend-Theater sind als Kunst-Institute noch von keiner besonderen Bedeutung; einzelne zeigen jedoch schon, daß aus ihnen noch Etwas werden kann.

Kommen wir nun endlich zur Theaterprobe!

Sämmtliche Leser mögen sich vom Herrn Director Cerf als eingeladen betrachten, und zwar ganz gegen die Hausordnung, denn nach dieser darf während der Proben kein Uneingeweihter die



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Räume des Theaters betreten. Es muß sich aber ein Jeder nach seinem Platze hin fühlen, denn in den Proben, mit Ausnahme der Generalprobe, die einer wirklichen Aufführung gleichkommt, ist der Zuschauerraum nicht beleuchtet. Auf der Bühne jedoch bemerkt man einen schwachen Versuch von Nachbildung heiteren Sonnenglanzes, da eine theilweise Costümprobe gleichzeitig in Aussicht steht. Kurz vor Beginn der Probe erscheint auch noch der Präses der Berliner Theaterliteratur in Zettelform, die Säule der dramatischen Kunst in Typen, Herr Ernst Litfaß, und zwar in Begleitung eines tüchtigen Zeichners, der von ihm den Auftrag erhalten hat, nach den prächtigen Costümbildern des Hof-Photographen Herrn Graf ein illustrirtes Riesenplacat anzufertigen, durch welches an einem schönen Morgen der werdenden Weltstadt die freudige Nachricht verkündet werden soll, daß die Feen, Elfen und Gnomen mit ihrem ganzen lustigen Märchengefolge in die Räume des an der Straße der Münzen gelegenen Musentempels eingezogen sind, um dort Abend für Abend wieder ihre lustigen Capriolen zu machen. Und wie der Militärarzt seinem Regiment in die Schlacht folgt, um bei Verwundungen und Erkrankungen gleich hülfreich bei der Hand zu sein, so sehen wir hier den Theater-Agenten mit einem contractgefüllten Besteck, um etwaige durch

Krankheit, Caprice oder Unbrauchbarkeit entstehende Lücken im Personal durch neue Engagements sofort wieder auszufüllen. —

Endlich, nachdem ein Jeder seinen Platz eingenommen, beginnt die Probe.

Der Ober-Regisseur kommt mit gedankenvoller Miene, das Regiebuch unter dem Arm, die Klingel in der Hand, und setzt sich an einen Tisch neben dem Souffleurkasten; ein zweiter Stuhl ist für den Director gestellt, auch nimmt wohl der Verfasser oder Bearbeiter des gerade zu probirenden Stückes ab und zu diesen Platz ein; der Capellmeister hat sich's auf dem Dirigirstuhl im Orchester bequem gemacht und plaudert mit dem neben ihm sitzenden Concertmeister, der zugleich ein trefflicher Violinvirtuose ist; der Orchesterdiener legt Noten auf die Pulte für die Musiker; der Decorationsmaler rennt nach vorn und hinten, er taucht unter in die Tiefen der Versenkung, von da schwingt er sich wieder auf zur schwindelnden Höhe des Schnürbodens, überall die Theaterarbeiter zurechtweisend, denn Jeder von diesen hat seine besonderen Taue zu ziehen oder Coulissen zu schieben. Der Balletmeister instruirt ein paar schwer capirende Balleteusen, und belehrt sie, wie sie die Beine zu werfen, was sie für Attitüden, Pirouetten und Entrechats zu machen haben; die Prima-Ballerina sitzt

unter altem Gerümpel auf einem Pappthron im tiefsten Hintergrunde der Bühne und überreicht mit vielverheißendem Lächeln dem zu ihren Füßen kauernden Grafen „Consiturini" den Wunschzettel für ihren in wenigen Tagen eintreffenden Geburtstag (der nämlich alle zwölf Wochen wiederkehrt); und mit prüfenden Blicken mustert der Requisiteur seine „Erfordernisse", da das Fehlen selbst einer Stecknadel die heillosesste Verwirrung hervorzurufen im Stande wäre. Gegen die Brüstung einer Prosceniumsloge lehnt der Dramaturg und schäkert mit der Soubrette, die dabei ungenirt eine Caviarsemmel verzehrt; forschend blickt der Theaterinspector überall umher, ob sich auch kein Unberufener mit eingeschlichen hat, der die Geheimnisse der Theaterprobe verrathen könnte. Und während der Maschinenmeister schweißtriefend unter dem Podium herumkeucht, die Walzen, Räder und Taue prüfend und den Arbeitern in der Unterwelt gemessene Instructionen ertheilend, fliegen auf der Bühne Coulissen und Setzstücke von und nach allen Seiten, vom Schnürboden herab senkt man Gardinen, die mit Centnergewichten behängt sind, um die bemalte Leinwand immer glatt und straff zu erhalten, Versenkungsklappen öffnen sich, Zaubermöbel steigen auf, so daß die auf dem Theater Stehenden immer nach unten und oben, nach hinten und nach beiden Seiten zu-

gleich ihr Augenmerk richten müſſen, wenn ſie nicht urplötzlich verſinken, einen Wolkenwagen mit einer Fee auf den Kopf oder ein hölzernes Roſengebüſch in die Weichtheile bekommen wollen.

Jetzt kommt der Director, langſam und gemeſſen wie ein Feldherr überblickt er das Terrain, dann ſetzt er ſich auf ſeinen Stuhl; der Souffleur, ein intelligenter Mann, der in ſeiner Jugend die Hörſäle der Univerſität und den Fechtboden beſucht hat, ſteigt hinab in den Orcus; auf einen Wink des Oberregiſſeurs läutet der Theaterdiener die große Glocke, die im Garten und durch das ganze Haus erſchallt, und in wenigen Minuten iſt der Bühnenraum dicht angefüllt mit Menſchendarſtellern und ſolchen, die es zu ſein vermeinen.

Schmiegen wir uns nun ſtill in eine Logenecke und laſſen die Leutchen auf der Bühne ſelbſt reden.

Ober-Regiſſeur (geht mit der gedämpften Klingel auf dem Theater herum): „Die Damen und Herren, die in der erſten Scene nichts zu thun haben, erſuche ich die Bühne zu räumen. — Aber, Herr Seppel, laſſen Sie doch jetzt die Farce, aus Ihrem Taſchentuch Springemäuschen zu machen. Wir ſind ja nicht zum Spaße hier. — Alſo: Act eins, erſte Scene. — Chor! — Was iſt denn das da hinten für ein Geſumme? — Fräulein Roſenthal, wollen Sie

endlich der Ansicht Raum geben, daß Sie sich hier in keinem Bienenkorb befinden?! Heran hier! — Stellen Sie sich aber nicht Alle auf einen Haufen, wie die Schafe, wenn es blitzt. Breiten Sie sich ein wenig aus; schließen Sie einen Halbkreis!"

Capellmeister (klopft ungeduldig mit dem Dirigirstab auf den Souffleurkasten): „Ich dächte, wir fingen an. Um ein Uhr möchte ich zu Trarbach, meinen Mosel trinken, sonst bin ich morgen krank."

Regisseur: „Vorwärts! — Chorgesang, Nummer eins: Welche Lust —"

Chor (singt): „Welche Lust gewährt das Reißen —"

Regisseur (springt wüthend von seinem Stuhle auf): „Haaalt! — Haben Sie nicht einmal so viel in der Schule gelernt, daß Sie Reisen von Reißen zu unterscheiden verstehen? — Ich wünsche Ihnen nur so einen Rheumatismus, wie ich ihn manchmal habe, damit Sie erkennen lernten, daß das Reißen keine Lust gewährt. — Herr Uhlich, Sie zahlen fünfzehn Silbergroschen Strafe für's Lachen. — Jetzt sprechen Sie die Worte hübsch so, wie sie in der Rolle stehen. — Bitte, Herr Capellmeister, noch einmal!"

Chor (singt): „Welche Lust gewährt das Reisen —"

Regisseur: „So ist's gut! — Nach Beendi-

gung des Chors blicken Sie nach rechts und schreien, mit dem Ausdruck des Entsetzens: ‚Zu Hülfe! Die Schlange!‘ Dann fliehen Sie nach links hinüber; von rechts kommt die böse Fee Dämona, in Gestalt einer Schlange. Also —“

Chor (schreit): „Zu Hülfe! Die Schlange!“ (Laufen bunt durcheinander nach links hinüber.)

Regisseur: „Noch einmal zurück! — So mögen die Chordamen wohl um Hülfe schreien, wenn sie geküßt werden; in dem Aufschrei ist nichts von Entsetzen bemerkbar. Blicken Sie auf mich! Das machen Sie so (giebt seinem Gesicht einen entsetzlichen Ausdruck): ‚Zu Hülfe! Die Schlange!‘“

(Allgemeines Gelächter.)

Regisseur (streng): „Was lachen Sie?“

Fräulein Rosenthal: „Ach, Herr Regisseur, Sie sehen zu komisch aus!“

Regisseur (ärgerlich): „Na ja, Sie halten das Alles hier für Spaß. (Schreit:) Requisiteur, wo ist denn die Schlange?“

Requisiteur (aus tiefstem Hintergrunde): „Ich leime ihr eben den Kopf an. Die Katze ist wieder dabei gewesen.“

Inspicient (halblaut): „Das ist Kahlbaum's Zibethkatze vom Nachbarhofe. Wenn ich die einmal erwische, hat sie ausgemaust.“

Regiſſeur: „Probiren wir jetzt erſt den Aufzug der Königin Furibunda mit ihrem Gefolge. Herr Petermann, iſt der Zug geſtellt?“

Petermann: „Alles in Reih' und Glied. Nur Muſik, dann marſchiren wir los!“

Director: „Aber Sonnenfeld, ſtehen Sie doch nicht da wie ein Bäckergeſell' mit Ihren ſchiefen Beinen! Sie ſind nicht hier, um Teig zu kneten, ſondern einen Reichsgrafen in voller Würde zu repräſentiren. (Zum Orcheſter:) Worauf warten Sie denn noch?“

Capellmeiſter: „Die Königin, Fräulein Süßmund, fehlt an der Spitze des Zuges.“

Director: „Wo iſt denn Fräulein Süßmund?“

Regiſſeur: „Fräulein Süßmund, wo ſind Sie?“

Inſpicient (ruft in die Couliſſen): „Fräulein Süßmund!“

Alle: „Fräulein Süßmund!“

Theaterdiener (kommt vorgeſtürzt): „Herr Director, ich komme eben von dem Fräulein; ſie läßt ſich krank melden und meint, die nächſten vier Wochen werde ſie wohl das Bett hüten müſſen.“

Director (in halber Verzweiflung): „Krank? — Da haben wir's. — Das hat ſie ſich in der vergangenen Nacht auf dem Corps de Ballet-Ball bei Kroll geholt, wo ſie mit dem Banquier Ephraim Pots-

damer bis drei Uhr Morgens champagnert hat. Das gehört so mit zu den Annehmlichkeiten des Theaterdirectorthums! — Wo nehmen wir nun gleich eine böse Stiefmutter für Sneewittchen her, von der der Zauberspiegel sagt, sie sei die Schönste im ganzen Land?"

Theater-Agent (aus der Loge): „Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie wissen, man nennt mich den Mann, der Alles kann. In vierundzwanzig Stunden haben Sie eine Furibunda, von deren Schönheit der Zauberspiegel nicht lügen soll."

Director: „Darf ich mich auf Ihr Wort verlassen?"

Theater-Agent (mit Selbstgefühl): „Was ich bisher versprochen, war ich noch immer gewohnt zu halten. Stelle Ihnen zugleich meine Tochter Mila vor."

Director: „Habe die Ehre! — Nun weiter!"

Regisseur: „Wo sind die Zwerge?"

Sieben kleine Mädchen (kommen angetrippelt): „Hier sind wir, Herr Regisseur!"

Regisseur: „Habt Ihr auch Eure Rollen tüchtig gelernt?"

Die Zwerge: „Der Herr Souffleur hat sie uns einstudirt."

Regisseur: „Ida, wirst Du heut' besser aufpassen als gestern?"

Ida (sehr naiv): „Nein."

Regisseur (aufhorchend): „Nein? — Warum denn nicht?"

Ida: „Meine Mutter sagt, für drei Silbergroschen Gage an jedem Abend wäre das lange gut genug."

(Große Heiterkeit auf allen Bänken.)

Director: „Rasch nur weiter, daß wir zum Schlusse kommen. Unser Capellmeister lechzt nach Mosel."

Regisseur: „Sneewittchen, beginnen Sie mit den Worten: 'Wie nennt Ihr Euch?'"

Sneewittchen: „Wie nennt Ihr Euch, Ihr kleinen Männer?"

Die Zwerge (nach einander): „Ich bin der Sonntag, ich der Montag, ich der Dienstag, der Mittwoch, der Donnerstag, der Freitag —"

Der kleine Zwerg (sehr gravitätisch): „Und ich bin der Schabbes. Ich vertrete hier gewissermaßen das Judenthum in der Romantik. Sneewittchen, wenn Du kannst Mazze backen und Schalent bereiten, werden wir uns schon vertragen."

Alle: „Bravo! Bravo!"

Director: „Hier, mein Töchterchen, hast Du

einen Silbergroſchen. Wenn das Stück zweihundert Mal gegeben iſt, und Du haſt Deine Rolle allabendlich ſo gut geſpielt wie heute, ſollſt Du noch einen Silbergroſchen haben.“

Capellmeiſter: „Aber lieber Director, wollen Sie durch ſolche Verſchwendung ſich ſelbſt ruiniren?“

Alle lachen. Der Director verläßt in heiterer Stimmung ſeinen Stuhl, um ein Glas bairiſch Bier, durch Selterwaſſer verdünnt, zu trinken.

Regiſſeur: „Prinz Artus! — Gehen wir jetzt Ihre Scene im Felſenthal einmal durch. — Alſo Sie kommen aus der dritten Couliſſe links, ſchleppen ſich mit Anſtrengung bis zu dieſer Raſenbank im Vordergrunde rechts, und hier ſinken Sie mit dem Schmerzensſchrei: „Ich ſterbe!“ zuſammen.“

Prinz Artus: „Erlauben Sie mal, alle früheren Todescandidaten habe ich links umgebracht; warum ſoll ich denn als Prinz Artus gerade rechts ſterben?“

Regiſſeur: „Ganz einfach, weil ich es ſo angeordnet habe. Sie ſterben rechts.“

Prinz: Ich ſterbe links.“

Regiſſeur (wüthend): „Ich ſage rechts!“

Prinz: „Ich ſage links!“

Regiſſeur (ſtampft mit dem Fuße): „Rechts!“

Prinz (ebenſo): „Links!“

Regisseur (nachdem er einige Male mit weiten Schritten die Bühne gemessen): „Aber zum Kukuk, Sie sind ja blos scheintodt. Sobald Sneewittchen sichtbar wird, erwachen Sie blitzschnell zu neuem Leben."

Prinz: „Das ist etwas Anderes. — Positiv mir den Tod holen, werde ich immer nur links, denn rechts ist die Hofloge; sterbe ich auf jener Seite, so sieht Niemand von den hohen Herrschaften etwas von meiner künstlerischen Verendung."

Regisseur: „Thun Sie mir nur den Gefallen und lassen Sie das ewige, Lächeln andeutende Grinsen; wir wissen ja aus Fränkel's ‚Neue Coulisse', daß Sie vier Reihen weißer Zähne haben. Und Sie, Fräulein Steffansky, sprechen Sie nicht immer ‚ö' statt ‚ü', ‚e' statt ‚ie' und ‚ü' statt ‚i'" — (Sieht nach der Uhr:) „Fünf Minuten Pause. — Nachher Ballet."

Tänzerin (zum Grafen Consiturini, der die specielle Erlaubniß hat, sich hinter den Coulissen aufzuhalten): „Lieber Graf, haben Sie auch Blumen zur ersten Vorstellung besorgt vor mir?"

Graf: „‚Für mich' heißt es, liebes Kind, nicht ‚vor mir'. Fünfzig Bouquets sind bestellt."

Tänzerin: „Und wie ist es mit der Handarbeit?"

Graf: „Dem Chef der Claque, dem mit dem goldenen Hundekopfe am Stocke, zahlte ich sechs Friedrichsd'or."

Tänzerin: „Wie jut Du bist, Hugo!" (Küßt ihn zärtlich.)

Komiker (im Vorübergehen): „Wünsche allerseits gesegnete Mahlzeit!"

Charakterspieler (zum Souffleur): „Lieber Herr Bläser, ich habe noch nicht eine einzige Sylbe von meiner Rolle gelernt. — Gestern wieder etwas durchgefallen — Kopfschmerz — Ach! — Souffliren Sie doch so laut und deutlich wie nur möglich."

Souffleur: „Ich werde nach Kräften Ihre Abneigung gegen Alles, was lernen heißt, zu stärken suchen."

Zärtliche Mutter: „Bitte, Herr Souffleur, mir nur die Stichwörter leise anzuschlagen. Ich habe meine Rolle studirt und kenne sie auf's Jota. Wenn Sie laut soufflíren, verwirren Sie mich."

Souffleur: „Sobald Sie auftreten, schlag' ich das Buch zu." (Ruft einen Komiker an:) „Sie, Herr Kallipsky! Ihre Couplets sind von der Censur zur Hälfte gestrichen."

Komiker: „Wie das? Ich denke, die Censur in Preußen ist aufgehoben und darf für ewige Zeiten nicht wieder eingeführt werden?"

Souffleur: „Lieber Freund, man nennt das jetzt auch nur ‚Präventiv-Maßregel'. Es ist eine dankenswerthe Fürsorge von Seiten der Polizei, um den Staat und die Direction vor Schaden zu bewahren."

Komiker: „Aber das Couplet ist so harmlos."

Souffleur: „Dafür halten Sie es. Es kommt jedoch etwas darin vor von der Isabella. Die Spanierin wird von Ihm mit freundlichen Augen angesehen. Darf der Norddeutsche Bund es ruhig geschehen lassen, daß Diejenige von uns bewitzelt wird, die Er protegirt? — Winzigere Umstände in der Weltgeschichte haben schon blutige Kriege hervorgerufen. Wollen Sie das Vaterland dadurch an den Rand des Verderbens führen, daß Sie einen Couplet-vers auf Madame Marfori singen?"

Komiker: „Gott soll mich behüten! Erstlich bin ich ein viel zu guter Patriot, und zweitens erlangte dann unser Director niemals den Titel Commerzienrath, den er schon lange verdient hat. Machen wir unsere Ausfälle gegen den Magistrat, dagegen ist noch selten Einspruch erhoben worden. Aber wie Sie das Alles so aneinander zu reihen verstehen!"

„Souffleur: „Ja, lieber Freund, um so geistreiche Combinationen machen zu können, muß man Logik studirt haben, oder mit so großem Scharfsinn

wie die Berliner Theater-Präventiv-Maßregler von der Natur begnadet sein."

Theatermeister (ruft durch das Sprachrohr nach dem Schnürboden hinauf): „Anton, lassen Sie den Prunksaal der Königin herunter!"

Stimme vom Schnürboden: „Bin schon dabei. — Kopf weg, da unten!"

(Eine prachtvolle Decoration kommt von oben herab.)

Regisseur (mit der gedämpften Klingel): „Bühne frei für das Ballet!"

Capellmeister (tritt seinen Stuhl dem Ballet-Dirigenten ab): „Gott sei Dank, daß ich endlich zu Trarbach komme!" (Nimmt seinen Hut und entfernt sich eiligst.)

Director setzt sich auf seinen Stuhl. Eine gefällige Ballet-Musik beginnt. Man hört im Hintergrunde plötzlich einen sehr lauten und heftigen Wortwechsel.

Director: „Still mit der Musik! — Was geht denn wieder da hinten vor?"

Decorationsmaler und Balletmeister kommen beide furioso nach vorn gestürzt:

Balletmeister: „Ich sage Ihnen, die Säulen müssen fort, oder ich lasse keinen Pas tanzen; nicht die halbe Wendung einer Pirouette wird gemacht."

„Decorationsmaler (ein Böhme, sehr heiser): „Und ich sag' Ihnen, die Säulen bleib'n! Ob Sie tanzen lassen, oder nicht, dös ist mir völlig gleichgült'g."

Director: „Aber meine Herren, was haben die Säulen mit dem Tanze und was hat der Tanz mit den Säulen zu thun?"

Maler: „Herr Director! Ich hab' den Prunksaal mit besonderer Vorliebe g'malt. Die zwei Säulen rechts und links im Vordergrunde müssen mir 's Ganze halten —"

Balletmeister (schiebt ihn zur Seite): „Herr Director! Die zwei Säulen rechts und links im Vordergrunde verdecken mir's ganze Ballet, das grad' an dieser Stelle die schönsten Aufzüge und Evolutionen zu machen hat. Ich lasse mir die mühsam einstudirten Tänze nicht verderben durch solche Farbenkleckserei!"

Maler: „Ach, was reden Sie von Farbenkleckserei! Sie werden mit Ihrer kurzröckigen Garde den Kohl a nitt fett machen!"

Director: „Ich bitte um Ruhe! Bei der Decorations- und Ballet-Probe werde ich selbst prüfen und danach, keinem zu lieb oder zu leid, entscheiden. — Für heut' wollen wir uns nach Hause verfügen;

kühlen Sie sich über Nacht ein wenig ab. Adieu, meine Herren!"

Regisseur: „Schreiben Sie an's schwarze Brett, Theaterdiener: ‚Morgen Vormittag um neun Uhr Chor- und Scenen-Probe'. — Empfehl' mich, Herr Director!"

Zehn Minuten darauf herrscht tiefe Dunkelheit auf der Bühne und in dem eben noch geräuschvollen Raume hört Nachbars Zibethkatze die Promenadentritte der Mäuschen. Unten auf der Straße aber vor dem Theater stehen die Statisten, Choristen und Musikanten in hellen Haufen, die Ereignisse der eben geendeten Probe noch einmal durchzusprechen oder die durch ihre Mitte schlüpfenden Figurantinnen und Ballerinen mit wohlgemeintem Scherze zu verfolgen; in der Einsamkeit seiner vier Wände aber sieht sich der Director, wie er den Verlauf der Probe noch einmal überdenkt, plötzlich von neuen Sorgen und neuen Befürchtungen überfallen. Wie, wenn der zuversichtliche Theateragent die versprochene Fee Furibunda nun doch nicht zu schaffen vermöchte —? Was dann? dann sind alle Leiden und Widerwärtigkeiten einer Probe, wie wir sie heute geschildert haben, umsonst gewesen.

---

## Ein erſtes Engagement.

Ich war bei Gräbert's engagirt, das heißt bei ihm, damals lebte Louis noch. Das Geſellſchafts-Theater Lätitia war eingegangen und Louis ließ uns eines Tages zuſammenrufen, wo er uns höchſt gemüthlich folgende demoſtheniſche Anrede hielt:

„Meine Herrſchaften, ick habe Ihnen hier zuſammenkommen laſſen, um Ihnen zu ſagen, det ick jetzt die Konzeßijon gekricht habe, un nu were ick die Geſchichte ufmachen. Vorläufig ſpielen wir Sonntags, Montags und Donnerſtags, un Sonnabends vor die Maſchinenbauer, die kann ick nich gehen laſſen, ſchon von wegen meine Frau, det Weißbier und die Schinkenſtullen gehen denn immer ganz jut. Nu können Sie mir Alle ſagen, wat Se Gage haben wollen un denn is et jut. Guten Abend! Kommt, Hunde!"

Damit zog er mit ſeinen drei Hunden ab, wovon einer immer älter als der Andere, und der Andere immer häßlicher als der Eine war.

Wir waren jetzt alſo nicht mehr Liebhabertheater, ſondern öffentliche Schauſpieler, die ſich für Geld ſehen laſſen konnten. Was die Gageforderungen betraf, ſo ſchienen ſie ja nicht den Etat unſeres Directors zu überſchreiten, denn wir blieben alle beiſammen, wenigſtens einige Zeit, denn ich war der Erſte, der nicht beiſammen blieb, und zwar aus folgendem Grunde.

Ich hatte dem „Herrn Director" einfach geſchrieben:

„Mit einer monatlichen Gage von zehn Thalern bin ich Ew. Wohlgeboren ergebenſter —"

Darauf hatte ich aber keine Antwort erhalten, alſo vierzehn Tage lang die ſüße Hoffnung in meinem angehenden künſtleriſchen Buſen genährt, nach Ablauf derſelben für pflichtgetreue Erfüllung meines dreifachen Berufes (ich war nämlich Schauſpieler, Inſpicient und Requiſiteur), der Thaler fünfe zu erhalten.

Der erſte Gagetag meines Lebens rückte heran. In der Gaſtſtube, in traulicher Nachbarſchaft langhalſiger Weißbiergläſer und dickbauchiger Kümmelflaſchen, ſaßen die edlen Ritter: Wetter von Strahl, Graf Savern und Irun, die edle Caronna von Saluzzo, das Weib aus dem Volke ꝛc., harrend der

Gagezahlung, endlich „gings los.“ Name auf Name wird gerufen, Jeder verſchwindet auf ein Weilchen in des Directors Zimmer, um dann mit einem heiteren „n' Morgen!“ das Local zu verlaſſen. Mein Name ſchien aber ausgeſtrichen aus der Zahl der Lebendigen.

Na, dachte ich, du biſt noch Anfänger, da werden ſie es nicht ſo genau mit dem Ceremoniell nehmen, du wirſt es wohl Abends bekommen: Ich ging alſo, wenn auch etwas herabgeſtimmt, nach Hauſe.

Am Abend fand ich mich pünktlich ein, um das Theater in Ordnung zu bringen; als dies beſorgt war, faßte ich mir ein Herz und ging zu Louis.

„Herr Gräbert, ich wollte nur fragen, ob ich auch Gage bekomme?“

„Ach, Sie haben noch niſcht?“

„Nein!“

Er faßte in die Weſtentaſche und drückt mir Etwas in die Hand.

„Hier, und ſein Sie man fleißig, denn giebt's bald mehr. — Kommt, Hunde!“ Sprach's und ging. —

Ich ſagte vorläufig nichts, denn das Etwas in meiner Hand ſchien mir „etwas Kleines“ zu ſein, und richtig, ich betrachte den Lohn meiner dramatiſchen

Kunſt und zwei Thaler fünfzehn Silbergroſchen blinken mir entgegen.

Ich hatte auf keine Dawiſonsgage gerechnet, monatlich fünf Thaler waren mir aber doch zu wenig.

„Herr Gräbert," rief ich, „Sie haben ſich wohl vergriffen?"

„Nehmen Sie es wovor Sie wollen, paſſen Sie man ordlich uf, denn wern Sie ſchon zufrieden ſind, Kommt, Hunde!"

Das verſchnupfte mich einigermaßen; indeſſen tröſtete ich mich auf den nächſten Gagentag in Erwartung einer größeren Anerkennung. Ich paßte nach Vorſchrift „ordentlich uf" und war auch fleißig.

Der Gagentag kam und abermals zwei Thaler fünfzehn Silbergroſchen.

Jetzt ging mein beleidigter Künſtlerſtolz mit meinem Kopfe davon. Ich ſchrieb ſofort wegen eines Engagements an den Director v. d. O. in Herzberg und erhielt auch in einigen Tagen ſchon einen Antrag — mit acht Thaler Gage.

Nu, das waren doch ſchon drei Thaler mehr als bei Gräberts; mein Entſchluß war daher ſchnell gefaßt: reiſen, reiſen, die Welt ſehen, Ruhm und Gold verdienen, war von jetzt an mein glühendſter Wunſch.

Als also wieder der Zweithalerfünfzehngroschen-Tag kam, sagte ich Herrn Gräbert Adieu, der mich nur ungern gehen ließ, packte meinen Koffer und dampfte am andern Morgen nach Herzberg zum Director v. d. O., der mir die Pforten zum Tempel der Kunst öffnen sollte. An meine Stellung bei Gräbert dachte ich fürder nur noch mit Geringschätzung.

## Geiſtesgegenwart.

Unter Sachſe's Direktion in Hamburg war das berühmte Geſammtgaſtſpiel deutſcher Kunſtheroen. Auch Hamlet wurde gegeben.

Bei dieſer Gelegenheit zeigte jedoch einer der berühmten Mimen, trotz aller Stärke, eine ganz bedeutende Schwäche.

In der Scene mit dem Todtengräber, den der alte, würdige Schauſpieler und Liebling der Hamburger, Wilke, ſpielte, fragt Hamlet bekanntlich:

„Wie lange liegt wohl ſo eine Leiche in der Erde, bis ſie verweſt?“

Worauf der Todtengräber antwortet:

„Wenn's hoch kommt, fünf bis ſechs Jahre, ein Lohgerber jedoch u. ſ. w.,“ und ſchließt den Satz:

„Gewöhnlich sind sie aber schon halb verwest, wenn sie herkommen."

Der große Künstler verspricht sich aber als Hamlet und fragt:

„Wie lange liegt wohl so eine Leiche in der Erde, bis sie stirbt?"

Wilke guckt den Hamlet verdutzt an, faßt sich aber gleich wieder, schiebt sein Barett auf das linke Ohr, kraut sich die weißen Locken und antwortet ganz gelassen:

„Mein Seel', gestrenger Herr, gewöhnlich sind die Leichen schon todt, wenn sie herkommen."

## Vatermörder.

Ich glaube, es war Lobe, dem folgender Scherz in Petersburg paſſirte: Er hatte eine komiſche Rolle zu ſpielen, in welcher er der Soubrette von ſeinen Reichthümern zu erzählen hat und dabei einen Vatermörder aus der Taſche zieht. Der kleine Scherz brachte immer einen großen Applaus ein, mithin war der Vatermörder eine wichtige Requiſite.

Die Scene iſt im Gange, L. faßt in die Taſche, Himmel! der Vatermörder fehlt. Um ſich ſeinen Erfolg nicht entgehen zu laſſen, ſpielt er ſich möglichſt an die Couliſſe und ziſcht hinein: „Vatermörder!“ in der Abſicht, der Inſpicient ſoll ihm das Fehlende hinausreichen.

Der Inſpicient ſtarrt ihn an, weiß aber nicht, was er will.

Der Moment rückt immer näher, Lobe wird ängſtlich und ruft wieder in die Couliſſe: „Vatermörder!“

Er wird ein Extempore machen wollen, denkt der Inſpicient und holt ſich noch drei bis vier Statiſten herbei. „Kinder,“ ſagt er zu dieſen, „wenn Lobe noch mal Vatermörder ruft, dann ſchreit ihr Alle recht laut daſſelbe Wort, aber hübſch zuſammen!“

Richtig, Lobe kommt, jetzt ſchon etwas wüthend und ruft: „Donnerwetter, Vatermörder!“

Und — **„Vatermörder!!“** brüllt die Bande hinter den Couliſſen.

Lobe ſtürzt entſetzt zurück, fängt dann aber furchtbar zu lachen an, worin das Publikum ebenfalls einſtimmte.

Selbſt der Kaiſer, welcher in der Loge war und ſich den Grund der allgemeinen Heiterkeit mittheilen ließ, ſoll herzlich über den „Vatermörder“ gelacht haben.

## Es iſt der Nämliche.

Unendlich viel humoriſtiſche Anekdoten von Neſtroy, Scholz, Beckmann und Anderen ſind in's Publikum gedrungen, ſo daß der Erzähler Gefahr läuft, ſchon Bekanntes zu bringen und ſomit um den beabſichtigten Erfolg kommt. Trotzdem will ich doch nachſtehenden Scherz erzählen, vielleicht iſt er dem größeren Publikum noch neu.

Scholz ſpielte den Schuſter in Lumpaci, das Haus war zum Drücken voll. Um die gute, alte Poſſe und ſeine guten, alten Lieblinge zu ſehen, achtet der Wiener weder Hitze noch Kälte, und ſollte er auch einen ſtundenlangen Weg haben, er geht halt doch in die „Kumödie". So auch heut. Das Stück war bereits bis zur Schlafſcene vorgeſchritten. Mit nicht enden wol-

lendem Jubel hatte das Publikum jedes neue Extempore aufgenommen, denn Scholz und Neſtroy waren heute unerſchöpflich.

Als nun die Scene kommt, wo Knieriem, Leim und Zwirn ſich niederlegen wollen, kratzt Scholz immer den linken Arm, als ob ihn etwas biſſe. Endlich zieht er den Rock aus, ſtreift den Hemdärmel in die Höhe, macht die Fingerſpitzen naß und thut, als ob er etwas finge.

So unäſthetiſch die ganze Pantomime war, ſo wurde doch herzlich gelacht; der Wiener iſt einmal an eine etwas ſtarke Komödie gewöhnt, und zweitens durfte ſich Scholz ſchon etwas erlauben.

Als aber Scholz jetzt ſeinen Fang beſieht und ſchmunzelnd ausruft: „es is a Lygurianer!“ da ſchien das Haus einſtürzen zu wollen vor Applaus und Geſchrei.

Die Lygurianer ſind nämlich Wiener Mönche, welche braune Kutten tragen und beim Publikum durchaus nicht beliebt ſind.

Scholz hatte ſeinen Zweck erreicht, aber der hinkende Bote kam nach. Andern Tages erſchien ein Kriminalbeamter in Scholz's Wohnung, zeigte ihm einen Verhaftsbefehl und erſuchte ihn, wegen Beleidigung einer geiſtlichen Corporation acht Tage in's Gefängniß zu ſpazieren. Widerſtreben nutzte nichts,

Scholz ging. Die Posse mußte natürlich auf acht Tage ausgesetzt werden.

Nach Ablauf dieser Frist prangte an allen Ecken: „Wiederauftreten des Herrn Scholz nach verbüßter Gefängnißhaft. Lumpacivagabundus.“

Man kann sich den Zudrang des Publikums denken, denn der Vorfall hatte sich mit Blitzesschnelligkeit in der Stadt verbreitet. Hunderte mußten von der Kasse zurückgewiesen werden.

Das Stück beginnt, die Scene kommt, Scholz macht dieselbe Pantomime, kratzt sich, zieht den Rock aus, streift den Aermel auf, fängt wieder etwas — eine Todtenstille herrscht im Hause, Jeder denkt: was wird er sagen? Er wribbelt seinen Fang, besieht ihn und sagt lächelnd: „Es ist der Nämliche!“

Das war kein Applaus mehr, das war Raserei, Gebrüll, Geschrei, Tücherschwenken, das Orchester mußte einen Tusch bringen, und mehr als fünf Minuten vergingen, ehe die Schauspieler auf der Bühne zu Worte kommen konnten.

Und noch lange Zeit nachher, wenn einer jener Mönche sich auf der Straße sehen ließ, riefen ihm die Buben nach: „Das ist der Nämliche!“

## Mehr Pauſe.

Auch der große Dawiſon hat ſeine Eigenheiten, namentlich iſt er ſehr ſo für's Nüanciren eingenommen, daß er ſeine Meiſterſchaft auch bei den andern Mitſpielenden beanſprucht, jede Geberde, jede Betonung muß ſo kommen, wie er es ſelbſt machen würde. Es iſt dies ſehr löblich, aber doch in den meiſten Fällen vergebliche Mühe, denn das engagirte Perſonal denkt gewöhnlich, und wohl nicht mit Unrecht: wozu ſollen wir uns quälen, wo wir kaum in einem Jahre verdienen, was der Gaſt in einem Abend bekommt. Dieſer Anſchauung verdankt auch wohl folgender Scherz ſeine Entſtehung.

Es war bei einer Probe von Lear. Der Schauſpieler H., deſſen Kontrakt bald zu Ende war, ſpielte

den Kent. Mitten in seiner Rede nun ruft ihm Dawison zu: „Mehr Pause!“ H. spricht weiter, aber es dauert nicht lange, so ruft Dawison wieder mit seinem Nasenton: „machen Sie doch mehr Pause.“ Und fast bei jedem Satz tönt es wieder: „Pause, Pause! Da reißt H. die Geduld, er antwortet mürrisch:

„Nein, Herr Dawison, das kann ich nicht machen.“

„Warum denn nicht?“

„Nein, so viel Pausen zu machen, als Sie verlangen, ist mir unmöglich, so lange dauert mein Kontrakt gar nicht mehr.“

## Wallner. Helmerding. Suppé.

Der jetzige geheime Commiſſionsrath Franz Wallner, Ritter hoher Orden und Beſitzer des Wallner-Theaters, eines Inſtituts, welches allerdings durch ſeine große Umſicht und Thätigkeit, durch das Zuſammenhalten eines Enſemble, wie es vielleicht an keinem Theater Deutſchlands zu finden war, einen faſt europäiſchen Ruf erlangt hat, welcher Mitglieder wie Schramm, Neumann (jetziger Komiker par excellence am Friedrich Wilhelmſtädtiſchen Theater), Reuſche und Helmerding faſt vierzehn Jahre lang zu feſſeln vermochte, mit einem Wort: ein Director, wie er im Buche ſteht, lieferte, wie es Jedem einmal paſſiren kann, in Folge ſeines etwas reizbaren Temperaments, auch ſeine höchſt komiſchen Anekdötchen.

Helmerding erzählt oft, daß er, als er eine ſolche luſtige Geſchichte aus Wallner's Leben vernommen und zwar diejenige, welche wir zum Schluß erzählen werden, dieſelbe ſo urkomiſch fand, daß er ſie als ſogenanntes Extempore in einem neuen Stück zu benutzen dachte, durchaus nicht ahnend, daß etwas Wahres daran ſei, wie das ſo gewöhnlich mit ähnlichen Erzählungen zu geſchehen pflegt, welche müßige Witzbolde zur Unterhaltung Anderer zu erfinden pflegen. Auf der Probe dieſes Stückes, welcher Wallner, wie faſt allen Proben, beiwohnte, fand ſich Helmerding veranlaßt, sans gêne ſeinen Scherz bei paſſender Gelegenheit anzubringen, und war nicht wenig erſtaunt und verlegen, als Wallner ihm aus dem Parquet heraufrief: „Aber Helmerding, Sie müſſen nicht immer gleich benutzen, was Einem einmal in der Aufregung herausgefahren is — ſo was laſſen's!“

Wallner nämlich, welcher, bevor er als Director fungirte, bekanntlich ſelten ein Engagement annahm, ſondern größtentheils gaſtirte, hatte ſich bei einem Gaſtſpiel in der Joſephſtadt in Wien von dem talentvollen Componiſten Suppé für die Rolle des Viehhändlers aus Oberöſterreich (eine ſeiner Glanzrollen) als Einlage ein Couplet anfertigen laſſen, welches in keiner Weiſe ſeinen Beifall erwerben konnte. Ver-

drießlich darüber ging er zu Letzterem und redete ihn in seiner Weise folgendermaßen an: „Aber Suppé, dös hätt i net von Ihnen gedacht, daß Sie sich mit mir goar ka Müh' geben werden; dös Couplet, was Sie mir da g'macht haben, is ja mehr als trivial!"

Suppé, halb ärgerlich über diesen Vorwurf, den er nicht zu verdienen glaubte, erwiderte ihm schnell: „Ach, lieber Wallner, singen Sie nur das Couplet; für die Leute, welche in das Josephstädter Theater gehen, ist es gut genug, denn die sind dümmer als Sie und ich!"

Wallner, die Worte nicht überlegend, welche er eben gehört und eine Beleidigung vermuthend, sprudelte wüthend heraus: „Ach was, dümmer wie Sie können's sein, aber net wie ich!"

## Wallner. Reuſche.

Mit Reuſche paſſirte Wallner ein ähnlicher Fall: „Guten Morgen, Herr Fiſcher!“ Das ſeiner Zeit und jetzt noch beliebte Vaudeville war in Poſen zum erſten Male angekündigt und Wallner, dort Director, verſprach ſich ein volles Haus auf dieſe intereſſante Neuigkeit, zumal als derſelben von vielen anderen Theatern ein brillanter Ruf vorausging.

Einem Spieltenor, Herrn F..., einem ſehr kleinen Männchen, war die Rolle des Amandus zugefallen, der bekanntlich nicht auftritt, ſondern in einem großen, verſchloſſenen Korbe auf die Bühne gebracht wird.

Am Morgen des Tages, an welchem die Vorſtellung mit in Rede ſtehendem Stück aufgeführt werden ſollte, läßt F... abſagen, da er über Nacht total heiſer geworden wäre, und Wallner, in Verzweiflung herumſtürzend, trifft glücklicher Weiſe auf Reuſche, welcher ihm, dem Wiederauflebenden verkündet, daß er bereitwilligſt die Rolle des Amandus noch an demſelben Abend übernehmen wolle, nachdem noch eine flüchtige Scenenprobe gehalten worden wäre. Reuſche

hatte die Rolle an einem anderen Theater ſchon einige Male geſpielt.

Wallner, erfreut und coulant wie immer in ſolchen Fällen, umarmte Reuſche und verſprach ihm für ſein hülfebringendes „Einſpringen“ ein namhaftes Honorar.

Der Abend kommt, das Stück nimmt ſeinen Fortgang mit ungetheiltem Beifall des Publikums, wie ſchon zu erwarten war; Reuſche, welcher nach dem erſten Drittel des Stückes erſt in ſeinem Korb herausbefördert werden ſoll, will in denſelben hinein, aber o Götter! für den kleinen Knirps war der Korb wohl groß genug, doch die lange Hünengeſtalt Reuſche's ließ ſich nicht, trotz aller Mühe, in den engen Raum hinein zwängen; man hätte ihm gerade, wie jener Räuber es mit ſeinen Gefangenen that, einen guten Theil ſeiner Beine abhauen müſſen.

Die Pauſe, welche draußen entſtand, war rieſig und das Publikum wurde unruhig. Wallner, außer ſich, ſtürzt in Wuth und Verzweiflung auf Reuſche los und bricht in die olympiſchen Worte aus: „Aber lieber Reuſche, was bieten Sie ſich zu ſo etwas an, wann Sie ſolche Rollen net ſpielen können?“

Ein anderer Korb ward indeſſen geſchafft und Reuſche wetzte durch gute Darſtellung die Scharte wieder aus, welche er ſeinem Talent durch polizeiwidrige Körperhöhe beigebracht hatte.

## Wilhelm Kläger.

Einer der befähigtsten, talentvollsten Charakterdarsteller, Wilhelm Kläger, gewiß noch Vielen rühmlichst bekannt, leider in letzter Zeit ziemlich verschollen — vielleicht durch eigene Schuld — gastirte einst in einem kleinen Ort bei einer reisenden Gesellschaft und brachte durch seine vortrefflichen Darstellungen dem Director derselben namhafte Summen ein. Ohne irgend eine Störung von Seite Klägers dauerte das Gastspiel acht Tage; das Theater stets gefüllt, der Director in Seligkeit.

Nach solchen Früchte tragenden Gastspielen tritt jedoch, wie bekannt, stets eine solche Pleite für die Theaterkassen ein, daß die Directoren gewöhnlich bedeutend zusetzen müssen, bis ein neuer Magnet das verwöhnte Publikum wieder in das Theater zieht.

So vermuthete auch obiger Director und hatte zum nächsten Abend nach Kläger's Gastspiel, um das Haus einigermaßen zu füllen, ein großes Ritter- und Spectakelstück angesetzt, in welchem sämmtliche Mitglieder beschäftigt waren, sogar einige Doppelrollen übernehmen mußten.

Im zweiten Akt des Stückes — der Name desselben ist mir entfallen — erscheint vor dem versammelten Volk, auf dem Throne mit Krone und Scepter sitzend, ein Fürst, welcher mit Würde und Majestät vielleicht einen halben Schriftbogen zum versammelten Populus zu sprechen hat; eine zwar kleine, aber durchaus wichtige Rolle, welche, wenn sie nicht lächerlich werden soll, von einem guten Darsteller vorgeführt werden mußte.

Das Unglück will, daß dem armen Dirigens der betreffende Schauspieler durchgeht, und Ersterer weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er zu dem noch nicht abgereisten Kläger stürzt und denselben bittet, gegen ein gutes Honorar noch einen Tag im Städtchen zu verweilen und die Rolle des Königs für diesen Abend zu übernehmen.

Kläger findet sich bereit, und der Abend rückt heran. Die Kunde von dem Rollenwechsel hatte sich verbreitet, und das Publikum, welches nicht das Stück und am allerwenigsten die auf dem Zettel nach der Rang-

ordnung in erſter Stelle prangende Rolle nicht kannte, ſtrömte ſchaarenweiſe in das Theater; nur Kläger — der böſe Kläger war nicht zu finden. — Que faire — und ein Anderer war nicht da, und ein untergeordneter Schauſpieler, beſonders das Nichterſcheinen Klägers hätte das Publikum aufgebracht.

Da — heiterer Himmel — erſcheinen der Requiſiteur und der Theaterdiener, welche auf den Schreckensruf davon geſtürzt waren, um den Verräther zu ſuchen — denſelben in ihrer Mitte führend. Aber wie?? Fluch Noah, der in ſeinem Kaſten ruhig hätte bleiben ſollen, Fluch dem Balſamduft der Trauben, wie Fauſt deklamirt, Fluch vor Allem dem Städtchen, welches, im Rheinlande gelegen, faſt an jedem Hauſe ein Weinſchild aufzuweiſen hat — Kläger war molum!

Gleichviel, er war doch da und die wenigen Worte, tröſtete ſich der Director, wird er doch herausbringen können, zumal ſitzend.

Her mit dem Purpurmantel, auf den Kopf die Krone, in welchen ihm der unglückſeligſte aller Geiſter gefahren war, hinauf auf den Thron, hinauf mit der Gardine.

Da ſitzt Er mit dem vernichtenden Blick — da quatſcht er ſeinem Volk und dem Publikum ein gelalltes Mixtum compositum von Wahrheit und Dich-

tung vor, und unter dem Geziſch der Schlangen des Parquets deckt der alles verſöhnende Vorhang die Schmach des Gaſtes und des Directors zu.

„Um Gotteswillen, Kläger, was haben Sie gemacht?“ ſtöhnt der ſich krümmende Oberleiter, „Sie müſſen hinaus und ſich entſchuldigen, ſonſt habe ich Ihren Leichtſinn auszubaden!“

„Werde hinausgehen!“ bringt Obiger mühſam heraus. „Vorhang auf!“

Der Vorhang hebt ſich, ein augenblickliches Ziſchen verſtummt in der Erwartung der Dinge, die da kommen werden; da ſpricht Kläger, ſich rechts und links verbeugend, Folgendes:

„Meine verehrten Herrſchaften — hupp! — Ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung — hupp —! Aber der Schauſpieler, welcher in einem ſolchen Neſt, eine ſolche Rolle — hupp! vor einem ſolchen Publikum ſpielt — muß entweder — hupp! verrückt oder beſoffen ſein —.

„Ich habe das Letztere vorgezogen!! hupp!“

Die muſikaliſche Begleitung zum Fallen des Vorhanges, glich der im Finale des zweiten Aktes, in Wagner's „Meiſterſänger“, in der bekanntlich die Nachtwächter-Pfeife das letzte Wort hat.

# Engel.

Der Beſitzer und Eigenthümer des Kroll'ſchen Etabliſſements, Director Engel, iſt ein geborner Ungar, als ſolcher gerieth er mit der „deutſchen Mutterſprache", rein aus Bequemlichkeit, manchmal in kleine Colliſionen, worüber ſich aber Niemand mehr als er ſelbſt luſtig macht.

Vor einigen Jahren war bei ihm ein Preſtidigitateur aus Paris angekündigt. Der Zettel beſagte ausdrücklich: „Herr H. ſpricht nur franzöſiſch." Das wurde vom Sonntags-Publikum jedoch überſehen und das brillante Etabliſſement füllte ſich bis auf den letzten Platz. Als der Künſtler nun vortrat und begann: „Messieurs et mes Dames!" ertönten ſchon einzelne Rufe: „deutſch!" Der Franzoſe, der nicht eine Sylbe deutſch verſtand, wußte erſt gar nicht, was dieſe Unterbrechung bedeuten ſolle; er fuhr daher fort: „J'ai

l'honneur —“ — „deutſch ſprechen!“ tönte es jetzt von allen Seiten, und als der Franzoſe immer wieder in die Sprache des heiligen Ludwig verfiel, wurde der Scandal endlich ſo groß, daß Director Engel ſich veranlaßt fühlte, ſelbſt vorzutreten, um das Publikum durch folgende Worte zu beruhigen:

„Die verehrten Beſucher meines Lokals möchte ich darauf aufmerkſam machen, daß der Zettel mit Fettſchrift einen nicht deutſch ſprechenden Künſtler ankündigt. Das iſt wohl überſehen worden. Ich ſtelle es den geehrten Herrſchaften anheim, ſich ihr Entrée zurückzahlen zu laſſen. Wer dazu gewillt iſt, möge folgen, ich gehe eben an der Kaſſe.“ Aus hundert Kehlen zugleich erſcholl es nun: „An die Kaſſe! Accuſativ.“ — Director Engel, der ſich ſchon zum Abgehen gewendet hatte, kehrte wieder um, wendete ſich zum Publikum und ſagte lächelnd: „Meine Herren! Ob ich gehe an der Kaſſe oder an die Kaſſe — wenn nur was drin iſt.“ Und ein tauſendſtimmiges „Bravo mit Heiterkeit“ lohnte ihm für die treffende Antwort.

* * *

Eine Zeitlang war der Director Engel Gegenſtand heftiger Anfeindungen der Berliner Preſſe. Zu einem Freunde äußerte er deshalb: „Was wollen die Leute

von mir? Sie ſagen, ich trage eine Perrucke — nun, ich trage eine Perrucke; ſie ſagen, ich habe den Bart geforben — nun, ich habe ihn geforben. Was thut das? Ich habe in dieſem Etabliſſement neun Jahre die erſte Geige gegogen, zur vollen Zufriedenheit des Publikums. Alſo ſollen mich die Zeitungsſchreiber zufrieden laſſen.

* * *

Ein Mitglied des Kroll'ſchen Orcheſters ſtarb, ohne weiter etwas zu hinterlaſſen als eine trauernde Wittwe und drei unverſorgte Kinder. Sämmtliche Muſiker treten zuſammen, um die Koſten der Beerdigung unter ſich aufzubringen. Director Engel kam dazu. „Nichts da von Collection!“ ſagte er raſch. „Der Mann iſt in meinem Engagement geſtorben; ich halte es für meine Pflicht, die Koſten der Beerdigung allein zu tragen. Hier haben Sie hundert Thaler, beſorgen Sie das Begräbniß und den Ueberſchuß händigen Sie der Wittwe ein. Ich werde mit meiner Frau und meinem Joſeph der Leiche folgen.“ — Und ſo geſchah es.

* * *

Ein Freund machte Herrn Engel darauf aufmerkſam, daß ein bekannter Director ſeiner erſten Soubrette,

dem Fräulein Mejo, eine höhere Gage zu bieten beschlossen habe, um sie ihm abwendig zu machen. Mit triumphirendem Lächeln erwiderte Engel: „Ich sage Ihnen, der Director M. brennt seit Jahren auf der Mejo, aber sie geht nicht weg."

* * *

Kurz vor Beginn des Krieges (1866) hatte Herr Engel eine Gaseinrichtung für seinen Garten machen lassen, die 15,000 Thaler kostete. Die Beleuchtung des Abends war danach eine über alle Beschreibung brillante. Nach dem Ausrücken der Truppen war das Etablissement plötzlich wie verödet. Zu dieser Zeit fragte ihn Jemand nach der Bedeutung eines gelben Messinghakens, der aus einer Wand hervorleuchtete. Mit seinem unverwüstlichen Humor antwortete der Director: „An diesem Haken habe ich beschlossen, mich aufzuknüpfen, wenn der Besuch meines Theaters noch sechs Wochen wie in heutiger Weise fortdauert." Bekanntlich ging der Krieg schnell vorüber und der kurzen Ebbe in Kroll's Etablissement folgte eine wahre Sturmfluth, so daß die Durchschnittseinnahme sich auf täglich fast tausend Thaler belief. Die vorzügliche Oper, das ausgezeichnete Orchester, von Engel selbst geleitet, Küche und Keller stets von besonderer Güte, die schattigen Promenaden bei Tage und die

scenhafte Erleuchtung des Abends — dies Alles zusammen genommen, zog das elegante Publikum in Schaaren heran und füllte die Kasse in erfreulichster Weise. Ein Jahr darauf fragte der im Eingang genannte Jemand den Director: wozu er nun den Messing-Haken in der Wand brauchen werde? „Jetzt", erwiderte Engel, sich den „gefärbenen" Bart streichend, „jetzt hänge ich einen Beutel mit 30,000 Thalern daran, eine Summe, die ich im vergangenen Jahre als Reingewinn zurücklegen konnte.

* * *

„Nächste Woche reise ich nach Paris," sagte Director Engel an einem schönen Sommertage, „um für die Berliner wieder frische Augen- und Ohrenweide heran zu schaffen." Der sehr beliebte Komiker Weiß, welcher dabei stand, äußerte mit einem komischen Seufzer: „O Paris! Wenn ich doch auch so glücklich wäre, dir persönlich meine Aufwartung machen zu können!" — „Dieses Glück werde ich Ihnen verschaffen," sagte sein Director. „Sie reisen auf meine Kosten mit nach Paris und Ihre Gage hier zahle ich Ihnen fort." Wirklich reiste der Komiker Weiß mit nach Paris, und Engel wandte Alles daran, daß sein Schützling so viel als möglich zu sehen und zu hören bekam. Er bewohnte mit ihm das erste und

theuerſte Hotel, beſuchte mit ihm die Thee's, den bal mabil, die ſehenswürdigſten Gebäude, machte dem unerfahrenen Weiß den Unterſchied zwiſchen Lorette und Griſette klar und bezahlte ſchließlich für ihn noch eine Reiſe — per Luftballon. Als ſie ſchon einige Tage wieder in Berlin waren und der Director unter der ſchattigen Linde im Garten einer kleinen Geſellſchaft Weiß's pariſer Abenteuer erzählte, fragte er plötzlich, ſich an den Letzteren wendend: „Was haben Sie für die pariſer Reiſe ausgegeben, Weiß?“ — Der Gefragte legte den Finger an die Stirn und nahm eine Miene tiefen Nachdenkens an, dann ſagte er: „Nichts.“ Als Alles lachte, rief er plötzlich: „Halt! ich habe gelogen. Erinnern Sie ſich, Director, wie wir die Kirche Notre-Dames verließen, da hielt ein Invalide die Mütze auf und ich warf ihm ein Francſtück hinein. Das hab' ich aber hinter Ihrem Rücken gethan, ſonſt hätten Sie es verhindert, da Sie ſchon reichlich gegeben hatten.“ — Der Director holte ſein Portemonnaie aus der Taſche und ſagte: „Hier, Weiß, haben Sie acht Silbergroſchen. Die Reiſe darf Sie auch nicht einen Sou gekoſtet haben, ſonſt machen Sie nur Schulden und ſagen hinterher: Das ſind die Folgen der pariſer Reiſe.“

* * *

Nach Wallner, das steht fest, ist Director Engel einer der umsichtigsten und besten Bühnenleiter, außerdem coulant wie irgend Einer, und was man selten bei Directoren findet, er steht auf dem freundschaftlichsten Fuße mit seinen Mitgliedern, ohne seiner Würde als Vorsteher eines so glänzenden Institutes in Etwas zu vergeben.

Sein Humor ist sprudelnd und seine Ansichten, welche er, wenn er sie Jemandem mittheilt, mit jenem zu würzen pflegt, stets richtig und logisch.

So besitzt er z. B. ein Miniatur-Fuhrwerk mit zwei der kleinsten Ponny's, in dem er täglich selbst kutschirend durch die Straßen Berlins fährt. Etwas komisch sieht die kleine Equipage mit dem imposanten Herrn nun allerdings aus, und eigentlich zu niedlich für seine Figur.

Engel ist jedoch nicht zu bewegen, dieselbe abzuschaffen und äußerte, dazu aufgefordert, in seiner Weise: „Wenn ich mir a großen Wagen mit Pferd anschaff, da schrei'n die Leut: „Seht, da kommt die Elipasch' von Director Engel!!" Komme ich aber, so wie heut, mit die zwei kleinen Viecherl, flüstern die Leut': **Da fahrt Engel!**" — Was kann man nicht alles aus diesen einfachen Worten herauslesen!

Bei der Hochzeit des Herrn Ernst Formes, Sohn

des berühmten Baſſiſten, welcher Erſterer jetzt beim Wallner-Theater für das Reuſche'ſche Fach engagirt worden iſt und wie ſein Vater und Onkel ein großes, komiſches Talent beſitzt, äußerte Engel — um einen ſeiner kleinen Scherze hier anzuführen — zum anweſenden Helmerding über den Preſtidigitateur Bellachini, welcher doch bekanntlich mit dem Dativ und Accuſativ ſtets in Fehde lebt, Folgendes: „Wiſſen Sie, Helmerding, der Bellachini zieht ſich jetzt in's Privatleben zurück und lebt von ſeinen Sprachfehlern."

Um ſo komiſcher wirkte obiger, ſonſt guter Scherz, da Engel, wie ſchon vorher bemerkt, als geborener Ungar wenig auf die Reinlichkeit ſeiner grammatikaliſchen, deutſchen Ausſprache achtet.

Im Uebrigen Hut ab vor Engel!

# Ascher.

Unser ehemaliger Liebling Ascher, jetzt von den Wienern auf Nimmerwiederkehr für uns, for ever in Beschlag genommen, der Director ihres beliebtesten, des Carl-Theaters in Wien, ist bekanntlich einer der geistreichsten Menschen, welche ich kennen gelernt habe, und Abende, wie sie mir damals in Berlin zwischen Ascher, Wilhelm Scholz, dem genialen Illustrateur des Kladderadatsch, Kalisch, Buchhändler Hofmann und Dohm geboten wurden, sind mir unvergeßlich und stehen als ein unicum da.

Ascher, natürlich wie alle Menschen dieser Art, sehr lebhaften Temperaments, fiel auf der Bühne häufig in den Fehler, daß er, der größtentheils in den Schnellsprechrollen seine Force suchte, Niemanden

ausreden ließ und besonders die untergeordneten Rollen, wie der Wiener sagt „Schmafu" behandelte und die Darsteller derselben oft so quasi hinauswarf.

Nicht selten passirte es ihm, daß Einer oder der Andere ihm opponirte; das ließ er sich jedoch ruhig gefallen und nahm es nie übel, wenn man ihn, und wäre es auch öffentlich gewesen, deshalb zurecht wies. In Verlegenheit brachte ihn jedoch kein Mitspielender. „Nur einmal," so erzählt mir mein Freund F..... von ihm, „habe ich Ascher in Verlegenheit gesehen und zwar in der Wiener Posse „Salon Stutzelberger", in welchem Stück jeder der Mitspielenden eine Scene aus einer seiner besten Rollen im Costüm vorzuführen hat. Ascher spielte die wirksamste aus Doctor Peschke und Knaak machte sein bekanntes Kunststückchen, das Trommeln des Prophetenmarsches auf dem Tische mit Orchesterbegleitung. Knaak trommelt los und ist von seiner heutigen Leistung mehr eingenommen als sonst, denn das Publikum lacht, wie es noch nie gelacht hat, so daß es Knaak schließlich auffällt und er sich bei seiner Production nach Ascher hin umsieht.

Was aber erblicken seine Augen? Doctor Ascher, welcher, die Beine in die Höhe gezogen, das Knaak'sche Trommelexperiment auf Knieen, Kopf und Sopha in

höchſt poſſirlicher Art mit ausführen hilft, d. h. accompagnirt. „Halt, meine Herren!“ ruft er dem begleitenden, jetzt erſtaunten Orcheſter zu, „einen Augenblick.“

Das Orcheſter ſchweigt.

Er tritt vor, eine lange Pauſe entſteht, tiefe Stille herrſcht im Zuſchauerraum, da beginnt Knaak mit Würde und Entrüſtung in ſeinen Mienen:

„Verehrtes Publikum! Was ſagen Sie zu ſo einem Menſchen? Reden läßt er Einen nicht, ſingen läßt er Einen nicht, jetzt läßt er mich auch nicht einmal trommeln.“

Das Gelächter des Publikums war ein ſchallendes und Aſcher-Peſchke war zum erſten Male in die furchtbarſte Verlegenheit gebracht, id est abgeführt.

Von vielen, jetzt noch engagirten Mitgliedern des Carl-Theaters wird dieſe Geſchichte verbürgt.

## Börner. Böttner.

Börner, vor mehreren Jahren in Hamburg bei Maurice zuletzt engagirt und auch dort verstorben, gewöhnlich der Kluck-Börner genannt, weil die Rolle des Mauerpolier Kluck in „das Fest der Handwerker" zu seinen besten rangirte, ein sehr guter, und wegen seines Unterhaltungstalentes beliebter Schauspieler, erzählte von dem Schauspiel-Director Böttner, bei dem er früher engagirt war, daß derselbe steif und fest behauptete, er sei der Lorenzo in Fra Diavolo, er habe denselben höchst eigenhändig gefangen und von ihm hätte der Componist des Libretto seine eigene Geschichte.

Börner läßt Böttner selbst erzählen:

„Kinder, seht, es is eine Zucht bei die verdammten

Schriftſteller und Componiſten, die Kerls haben eine Wuth, einen für die Bühne zu bearbeiten, und es darf nur irgend einem Menſchen, beſonders einer ſo bekannten Perſönlichkeit wie mir was paſſiren, ſchwupp, is man in Scene geſetzt.

„Ich habe mit Obären viel Scandal wegen den Fra Diavolo gehabt, denn ich bin der Lorenzo und ich habe den Räuber ſelbſt mit dieſen meinen Händen gefangen.

„Seht, der olle Matheo, eine Schaute wie ſie im Buch ſtand, hatte mir das Mächen verſprochen, aber nur unter der Bedingung, daß ich Terra siena von das Ungeheuer befreite.

„So blau," dachte ich, vigulirte jedoch heimlich in die Gebirge rum, bis ich endlich mal von Beppo'n, einem alten Schulfreund von mir, herauskriegte, daß ſein Director Fra Diavolo, als Marquis verkleidet, den Lord Rockburn berauben und die Lady ver — na, weiter ſage ich niſcht — wollte.

„Mein Entſchluß war gefaßt, und Ihr könnt Euch denken, mit welcher rieſigen Spannung ich den letzten Act erwartete, wo ich den berühmten Räuber überwältigen ſollte. Wie es gekommen iſt, haben Euch ja Formes, Roger, Tichatſchek und die Alle ja oft genug vorgeſungen, aber ſoviel is ſicher — ich bin der Lorenzo."

Wenn man nun Böttner die Frage vorlegte: „Nu ſagen Sie mal, Böttner, da Sie Fra Diavolo ſelbſt gefangen haben, müſſen Sie doch auch ganz genau wiſſen, wie er ausgeſehen hat.“

„Natürlich,“ pflegte er darauf zu erwidern, „er war ein großer, ſchöner Kerl mit ſchwarzen Augen und dito Haaren, muskulös gebaut — eine Tenorſtimme hatte das Bieſt, eine Tenorſtimme — ſo was war noch nicht da — aber keen Spiel!“

## Fritz Beckmann.

Das Vorbild aller Komiker, unser nur zu früh verstorbene und leider durch eine verpfuschte Blasenoperation unter den schrecklichsten Qualen dahingeschiedene Fritz Beckmann, den man eigentlich erst in Wien so recht zu würdigen verstand, der oft dem Kaiser seine trüben Stunden erheitern mußte, war in Wien so gesucht von Vornehmen und Geringen, daß, wenn er sich in hundert Theile zerschnitten hätte, für keinen Abend die Zahl ausreichend gewesen wäre, so enorm war das Verlangen nach seiner Gegenwart. —

Viele Jahre vor seinem Tode war er einmal, wie häufig, bei seinem Freund, dem Banquier Mandl — gewöhnlich zum Unterschied von seinem Namensvetter

in Wien, der Berliner Mandl genannt, zum Souper eingeladen und irgend ein Anweſender hatte das Geſpräch auf Grabſchriften gebracht, und welche wohl auf Dieſen oder Jenen der Eingeladenen paſſen würde. Mehrere gelungene Verſuche wurden gemacht, und die Grabſchriften, welche allerdings zum Unterſchied von den wirklichen ſehr komiſch ausfielen, waren nun bald, da die Reihe herum war, erſchöpft, als Beckmann die Bitte ausſprach, auch ſeine Grabſchrift zu hören.

Ein Jagdfreund von ihm, denn Beckmann war auch Jäger, ſtand ſogleich auf und improviſirte wie folgt:

Unſer guter, lieber Fritze,
Er war Komiker und Schütze,
Liegt hier in dieſem finſtern Loch!
Die Witze, die er ſagte,
Die Haſen, die er jagte,
**Sie leben alle noch!**

## Joseph Wagner.

Im Anfang des Monats Juni 1870 starb Joseph Wagner, eines der ersten Mitglieder des Hofburg-Theaters in Wien.

Seine meisterhafte Darstellung des Hamlet, welcher wohl selten einen würdigeren Vertreter gefunden hat und noch finden wird, ist bekannt, nur zu verwundern ist es, daß dieser Mann, der so in den Geist einer so schwierigen Rolle Shakespeare's wie kein Schauspieler eingedrungen war, der langweiligste, schweigsamste Gesellschafter war, den man sich nur denken konnte.

Stundenlang konnte er in der Gesellschaft seiner heiteren Collegen sitzen, ohne nur irgend einen Laut von sich zu geben, ohne auch nur die kleinste Bemerkung zu machen. Geschah dies nun manchmal, so waren die Worte so unbedeutend und so unmotivirt,

daß die wenigen Laute, welche er sprach, Anlaß — wenn auch nicht zum Lachen, so doch zum Lächeln geben mußten.

So hatte er z. B. wieder einmal lange Zeit unter den Inwohnern der grünen Insel — eines von den Hof-Schauspielern und anderen geistreichen Männern gestifteten Vereins — gesessen, und Bedmann hatte eben eine lange, komische Geschichte beendet, als Laroche aufstand und eine wahrhaft ergreifende Scene von einem in Gefahr schwebenden Kinde und dessen Mutter schilderte, die er à la Garrik mit den lebhaftesten Farben malte, so daß eine lange, ernste Pause der Rührung nach Beendigung des Erzählten eintrat. — Da schlägt Wagner, welcher bis jetzt, seit seinem Eintreten keine Sylbe geäußert, auf den Tisch und ruft voller Bewunderung: „Nein, nun sag' ich aber kein Wort mehr!!" Das Gelächter, welches darauf folgte, verscheuchte vollständig die wehmüthigen Empfindungen, denen sich die Mitglieder nach der Laroche'schen Erzählung hingegeben hatten.

## Wallner.

Director Wallner, wie ſchon oben erwähnt, ſehr reizbaren Temperaments und in der Aufregung oft nicht bedenkend, was er ſprach, giebt eines Tages dem an ſeinem Theater engagirten, jugendlichen Komiker Zorn eine Liebhaberrolle, die jener mit Entſchiedenheit zurückweiſt, indem er ſolche Rollen nicht ſpielen könne.

Wallner jedoch, ſehr eigenſinnig wie immer, wenn ein Mitglied opponirte, beſtand darauf, daß Zorn ſeines Ausſehens wegen den jugendlichen Schwärmer ſtudirte.

Das Stück wurde aufgeführt und Zorn auch richtig, wie er es vorausgeſagt, ausgelacht. Als Wallner nun ſpäter auf der Bühne an ihm vorüberging, ohne

der Sache zu erwähnen, hielt ihn Zorn fest und machte ihn auf die Richtigkeit seiner früheren Behauptung aufmerksam, worauf ihm Wallner, der früher selbst komische Rollen gespielt hatte, erwiderte: „Warum spielens so, daß die Leut' über Sie lachen müssen, ich hab' früher oft Komödie gespielt, und über mich hat noch kein Mensch gelacht!" Als Komiker stellte er sich da allerdings ein schlechtes Zeugniß aus.

# Daviſon.

Eine höchſt originelle Geſchichte von dem ſo berühmten, jetzt ſo unglücklichen Daviſon, welche er mir oft ſelbſt zu erzählen pflegte, iſt folgende:

Daviſon, bekannt als ein Mann von unverwüſtlichem Humor, trotz ſeines gewöhnlich ſo finſteren Ausſehens, war, wie eigenthümlicherweiſe alle Menſchen, welche mit jener unſchätzbaren Gottesgabe begabt ſind, ein großer Thierfreund.

In ſeinem Hauſe hatte er einen Kater theilweiſe ſelbſt herangebildet, welcher ſich außer ſeiner Klugheit noch durch ein ungewöhnliches Embonpoint auszeichnete. Dieſen Kater liebte Daviſon leidenſchaftlich, und das Thier durfte, in vielen anſtändigen Häuſern etwas Ungewöhnliches, zum großen Schrecken ſeiner Gattin, während ſeiner Anweſenheit durch alle ſeine

Zimmer, ſelbſt durch die ſchönſten, ſeine Promenade machen, reſpective ſeinen Vergnügungen nachgehen.

Dies war in Dresden, wo Daviſon noch jetzt, leider nicht mehr der Alte, ſein Domicil hat, und ein guter Sachſe, ſein Diener, hatte die Fütterung des dicken Hinze zu beſorgen, der er ſich auch mit großer Vorliebe unterwarf, ja, es ſchien faſt, als ob der Diener noch in weit größerem Grade als ſein Herr die Mies verhätſchelte.

Daviſon reiſte einſt ſeiner Gattin in's Bad nach und ließ Wohnung, Kater und Diener allein, empfahl auch Letzterem den Peter auf's Dringendſte.

Dieſer verſicherte mit größter Gewiſſenhaftigkeit, für den Vierbeinigen zu ſorgen, und ließ dabei leiſe den Wunſch vernehmen: „Sähn Se, Herr Daviſon, das wäre ſo ä Thier vor mir."

„Warum willſt Du die Katze denn als Eigenthum beſitzen?" fragte Daviſon ſeinen Johann, „da Du doch bei mir wohnſt und dieſelbe ſtets um Dich haſt?"

„Nu, ſähn Se," erwiderte der gemüthliche Sächſer, „ich brat mer ſe!"

## Helmerding. Döring.

Am 24. Mai 1870, alſo vor nicht langer Zeit, war im königlichen Schauſpielhauſe eine Wohlthätigkeitsvorſtellung, arrangirt von den Mitgliedern der Berliner Preſſe, für deren Unterſtützungsfond.

Gegeben wurde das Spielhagen'ſche Schauſpiel: „Hans und Grete" und „horribile dictu, Aurora in Oel". Im erſten Stück war Döring, in dem andern Helmerding beſchäftigt. Helmerding ſpielt bekanntlich in dieſer ausgelaſſenen Blödſinnspoſſe den Modellſteher Peetz, in welcher er beſonders mit der Maske deſſelben brillirt, die er einer bekannten Perſönlichkeit, auch einem Modellſteher der Akademie der Künſte in Berlin daſelbſt entnommen, und der ſich beſonders

durch eine ungewöhnlich hervorstehende Heldennase auszeichnet.

Helmerding's Nase, gerade nicht die kleinste, jedoch ein Kind gegen die des Modells, war nicht ausreichend, und so mußte denn derselbe zu dem sonst so unbeliebten Nasenkitt seine Zuflucht nehmen.

Die Scene ist jetzt das Königliche Schauspielhaus hinter den Coulissen. Döring, wie alle großen Genie's, immer sehr zerstreut, sitzt auf einer Bank an dem Inspicientenplatz nach dem Schluß von Hans und Grete.

Helmerding, welcher gleich aufzutreten hat, steht neben ihm in seiner Maske mit der unaussprechlichen Nase und unterhält sich mit Ersterem.

„Aber Helmerding," ruft Döring, „wie können Sie sich denn eine falsche Nase kleben, Sie, der sein Gesicht so sehr in der Gewalt hat, schämen Sie sich nicht? Ich habe das nie gethan!" Die Antwort Helmerdings war, wie wir schon erzählt haben, Vorführung der Ursache, d. h. des in Berlin herumlaufenden Originals.

Als Helmerding von seinem ersten Auftritt zurückkommt, sitzt Döring noch da und hat das Nasenthema noch nicht abgebrochen, denn er erzählt den Anderen, den Ohren Helmerding's sehr vernehmlich:

„Nein, Kinder, seitdem mir mal Einer als Tubal

auf der Bühne die Nase abgestoßen hat, klebe ich mir nie wieder eine auf!!“

Uebrigens hat Döring Helmerding oft versichert, daß er mit großer Vorliebe Possen-Schauspieler geworden wäre und wohl geneigt sei, einmal „seinen Affen Zucker zu geben“ und im Wallner-Theater con amore mit ihm des Publikums Zwergfell erschüttern zu helfen.

## Helmerding.

Ehe Helmerding zum komiſchen Fach übergieng, ſpielte er bei reiſenden Geſellſchaften, in Sondershauſen, Nordhauſen, bei dem intelligenten Director Döbbelin, einem Nachfolger des, namentlich in Schleſien: Liegnitz, Schweidnitz, Glatz berühmten, nur Intriguants und ernſte Charakterrollen, und das nicht ohne Glück — er hatte ſogar die Kühnheit, in Liegnitz nach dem alten, berühmten Auguſt Wohlbrück den Mephiſtopheles den Liegnitzern vorzuführen, eine Rolle, welche allerdings zu den ſchwächeren Wohlbrück's zählte.

Mit Vorliebe erwähnt er oft noch jetzt eines Intermezzo's, durch welches ſeine Leiſtung als Wurm, in Kabale und Liebe in einem Liebhaber-Theater

Berlins, an welchem er ſich vor ſeinem Eintritt in das Engagement übte, unterbrochen wurde.

„Mit größerem Stolz habe ich in meiner beſten Zeit," ſo erzählt er, „nie die Bretter verlaſſen, als an dem Abend, an welchem ich mit Louiſen, ihr den verhängnißvollen Brief dictirend, auf der Bühne ſtand, die Feder ſchneidend, die ſogenannte Seele aus derſelben an die Erde werfend und den Fuß darauf ſetzend, und die Worte von einer Putzmacherin auf der Gallerie ganz deutlich vernehmend: ‚So ein Schw . . . hund iſt mir doch noch nicht vorgekommen!'"

## Der alte Bauer.

Er war ein Künſtler aus der guten alten Schule, ein „Leporello", wie ihn das Berliner Theater ſeit ſeinem Tode nicht wieder geſehen hat. Herr Krauſe hat zum Leporello zu viel des Hölzernen. Um das Jahr vierzig wohnte er in Moabit, wo er neben ſeinem künſtleriſchen Beruf auch einer „Anſtalt für Idioten" vorſtand. Seine Gage als Sänger und Schauſpieler betrug zu der Zeit achthundert Thaler. Bauen war eine ſeiner Lieblingsneigungen, wobei er ſich aber gewöhnlich „verbaute", und dadurch in Schulden gerieth. Wenn ihn ſeine Frau beſorgt fragte: „Vaterchen, wer ſoll wieder den Karren aus dem Sumpfe ziehen?" antwortete er mit jovialem Lachen, wobei das ganze, wohlgerundete Bäuchlein

erſchütterte: „Ich ſpanne den Kaiſer von Rußland vor.“ — Und er kannte ſeinen Mann; der Kaiſer Nikolaus war ſein Gönner. Bald erſcholl auch die Kunde, daß der Herrſcher aller Ruſſen Berlin beſuchen werde. Bei jedem ſolcher Beſuche mußte der „Don Juan“, mit Heinrich Blum in der Titelrolle und Wauer als Leporello aufgeführt werden. In dieſer Oper, mit der angeführten Beſetzung fand der Kaiſer den höchſten Genuß. Kurz vor Beginn der Vorſtellung erſchien der Intendant, Herr von Küſtner, athemlos vor Friedrich Wilhelm III., um Sr. Majeſtät zu melden, daß kein Leporello für die heutige Vorſtellung des Don Juan vorhanden ſei.

„Wauer krank?“ fragte der König theilnahmvoll.

„Das nicht, Majeſtät,“ erwiderte der Intendant, „er iſt — “

„Nun, wo — wo iſt er —?“ drängte der König in ſeiner raſchen Weiſe.

„Im Schuldarreſt!“ platzte der Intendant heraus.

„Ihn raſch holen!“ befahl der König, „raſch holen! Kaiſer will Wauer ſehen!“

Der Intendant ſagte zögernd: „Ja, Majeſtät, die Gläubiger laſſen aber nicht mit ſich handeln, ſie wollen die ganze Schuldſumme von 1200 Thalern erſt ausgezahlt haben.“

Der König ging einige Male im Zimmer auf und

ab, den Kopf ſchüttelnd: „Iſt viel Geld — aber hilft nichts — Zaar wird übellaunig, wenn Wauer fehlt. — Hier, Anweiſung auf 1200 Thaler; aber raſch holen!“

Zwei Stunden darauf ſang Wauer im köſtlichſten Humor ſein bekanntes: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ vor den höchſten Herrſchaften.

Im Zwiſchenakte wurde dem König hinterbracht, daß Wauer ſelbſt ſeine Gläubiger angefeuert habe, ihn am Tage der angekündigten Don Juan-Vorſtellung einſtecken zu laſſen und nur dann ihn frei zu geben, wenn ſie voll bezahlt würden. Nikolaus lachte herzlich über dieſen Genieſtreich, ließ an Wauer tauſend Rubel zahlen und Friedrich Wilhelm, die wirkliche Kleinheit der Gage für ſo große Leiſtungen erkennend, erhöhte Wauer's Gehalt von 800 auf 1200 Thaler, ſo daß der Künſtler an ſeinem Lebens-Abend von „Krokodilen“ und „Heuſchrecken“ ſo ziemlich verſchont blieb.

## Charlotte Wolter.

Charlotte Wolter, die große Tragödin des Wiener Burgtheaters, begann ihre Künſtler-Laufbahn am Victoria-Theater in Berlin. Ihre Darſtellungen waren gut, aber ohne Herz und Seele. Es konnte ſich Niemand an ihrem Spiel erwärmen. Frau Perrony-Glasbrenner erkannte aber bald, daß bei der Wolter nur die nöthige Ausbildung fehle und ihrem, der Frau Glasbrenner kunſtgewandten Unterricht dankt Fräulein Wolter hauptſächlich ihren heutigen, eminenten Ruf. Als „Hermione" in Shakeſpeare's „Wintermärchen" erwarb ſie ſich den Namen einer zweiten Krelinger. Bekanntlich erſcheint „Hermione" zum Schluß als Statue. Julius Hein, der berühmte Oberregiſſeur der Berliner Hof-Oper, hatte damals die Regie am Victoria-Theater; er war eben dabei, der Wolter den Faltenwurf als Statue maleriſch zu drapiren. Plötzlich ſchreit die Wolter auf: „Au! Heinrich, Du ſticheſt mich ja!" — „That's weh?" fragte Hein; „das iſt mir lieb zu erfahren. Ich wollte nur wiſſen, ob der Marmor wirklich Empfindung hat."

## Laura Schubert.

In der Feerie „der Liebestraum" hatte Laura Schubert die Fee Amorosa zu spielen, eine Rolle, in der sie fast unübertrefflich war. Kurz vor der letzten Verwandlung tritt sie fehl und stürzt in eine Versenkung. Ein Schrei und sie ist verschwunden. Das Publikum blickt entsetzt nach der offenen Versenkung; doch bald tritt der Regisseur vor die Lampen, um zu verkünden, daß Fräulein Schubert außer dem Schreck nur eine unbedeutende Contusion davon getragen habe. Es waren nämlich zu ihrem Glück da unten vier Statisten aufgestellt, die grade aus dem Geisterreich in die materielle Welt spedirt werden sollten und auf deren Köpfe war Fräulein Schubert gefallen. Zwei von diesen Unglücklichen trugen starke Genickverrenkungen davon, denn Fräulein Schubert war und ist noch heute eine in jeder Beziehung gewichtige Künstlerin.

Andern Abends, wieder beim Liebestraum, war das Theater gänzlich ausverkauft und eine Einnahme von achthundert Thalern bereits registrirt. Da läßt Laura plötzlich dem Director melden, sie könne heute nicht spielen; der Fall von gestern wirke heut' erst nach und sie fühle sich in allen Gliedern wie zerschlagen. Schon wollte der Director in Eile rothe Zettel drucken lassen; aber der Verfasser des Liebestraum, dem zehn Prozent von der Brutto-Einnahme contractlich zustanden, bat den Director um Aufschub und eilte zu seiner Freundin Laura, die mit verbundenem Kopfe auf dem Sopha lag.

„Aber Laura, Du willst heut nicht spielen? — Weißt Du, daß Du mich um achtzig Thaler Tantième bringst?

„Laß mich zufrieden, ich bin todtkrank!"

„Ich will Dich in einer Sänfte nach dem Theater tragen und das Publikum um Nachsicht bitten lassen."

„Quäle mich nicht, ich komme nicht; alle meine Gelenke sind aus den Schienen.

„Aber der Doctor Höppner meint, wenn Du Dich nur ein wenig anstrengen wolltest, würde es schon gehen."

„Ach, was weiß denn Höppner, wie Einem zu Muthe ist, der in die Versenkung gefallen ist. Wie

man eine Nacht durchfällt, das mag er wissen. Kurz und gut, nicht für tausend Thaler!"

Hier trat die Wirthin, Frau Luqui, an die „Kranke" und sprach, dem Verfasser heimlich zuwinkend, in scheinbar theilnehmendem Tone:

„Wie schade, liebes Fräulein, daß Sie heut nicht spielen können! Der Graf X. schickt eben fünfundzwanzig Thaler, dafür soll ich Blumen kaufen, er selbst hat für sich und seine Freunde zwei Logen genommen, um Sie, nach dem gehabten Unfall —"

„Reinfall!" verbessert Laura, sich rasch aufrichtend.

„Nun ja, Sie mit Aplomb zu empfangen. Der Bediente ist draußen; ich werde also das Geld für die Blumen wieder zurück schicken —"

„Sind wohl verrückt!" schreit Laura, mit beiden Beinen zugleich vom Sopha springend. „Rasch meine Stiefeln, mein Kleid! Besorgen Sie die Blumen. Johann, meine Empfehlung dem Grafen, ich spiele!"

Eine Stunde darauf erschien Laura Schubert als reizende Fee auf der Bühne und wurde mit Blumen und Kränzen überschuttet. Nie hat sie lebendiger gespielt, als an jenem Abend. Man merke sich das Medicament. —

# Lina Mayr.

Die „kleine Handschuhmacherin", die durch ihre Gabriele im „Pariser Leben" einen so großartigen Ruf erlangt hat, kam eines Tages zu einem Berliner Theater-Schriftsteller und richtete folgende Bitte an ihn:

„Ach hören S', i hab' da einen Pagen zu spiel'n in einem neuen Stück, und darin ist ein Couplet, was ich singen soll, das ist so harmlos wienrisch und ohne alle Pointen, so daß i nix draus z' machen weiß. Haben S' doch die Güt' und dichten mir neue, moderne, recht drastische Coupletverse zu der Musik. Wissen S', i möcht' so was hab'n von

Bismarck und a bissel was auf die preußischen Lieutnants, die mag i gern hänseln."

Der Schriftsteller, der das neue Stück gar nicht kennt, macht nach der Schablone des Wiener, welches nur von Zigeunern handelt, ein drastisches Berliner Couplet, in welchem, nach Verlangen der Soubrette, der Graf Bismarck und die preußischen Lieutnants tüchtig „gehänselt" werden.

Lina, nachdem sie das Couplet gelesen, klatscht in die Hände und ruft: „Vortrefflich! Damit werd' i einen Applaus machen!" — Vorschriftsmäßig muß sie das Couplet aber dem Director einreichen, der die Erlaubniß zum Vortrag erst zu ertheilen oder zu versagen hat.

Director Deichmann decretirte:

„Das mir eingereichte Couplet ist sehr hübsch und würde gewiß, von Ihnen gesungen, großen Beifall finden. Leider muß ich dennoch zum Vortrag meine Erlaubniß versagen, da das Stück, in welchem Sie den Pagen zu machen haben — im sechszehnten Jahrhundert spielt, also zu einer Zeit, wo Bismarck und die preußischen Lieutnants noch nicht gelebt haben."

Es war nämlich „die Hexe von Boisy."

Lina war untröstlich, daß das dumme Stück nicht

in die letzte Hälfte des XIX. Jahrhunderts zu verlegen war. Durch ihren Vortrag errang sie aber auch mit dem mehr als einfachen Zigeunerliede einen immensen Erfolg und mehrfachen Hervorruf, und ihre Erscheinung in einem rosa seidenen Pagenkleide war so hinreißend, daß sie an jenem Abende die ganze Männerwelt entzückte und alle Frauen eifersüchtig machte.

## Heinrich Blum.

Der Komiker Gern und der Sänger Heinrich Blum besuchten eines Abends die weltbekannte und berühmte Weinhandlung von Luther und Wegner, wo Gern schon nach der dritten Flasche über Uebelkeit klagte. Blume, der viel vertragen konnte, lachte ihn aus. Allein, nach dem nächsten Glase stürzte Gern hinaus und gab das Genossene wieder von sich. Er fuhr danach gleich nach Hause und ließ sich schweißtreibenden Thee kochen.

Tags darauf fragt Bader den Blume in derselben Weinhandlung, ob er Gern lange nicht gesehen habe, worauf der Letztere antwortet: „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern (alten Gern)

Doch hüt' ich mich, mit ihm zu brechen."

Dies Citat aus „Faust" rief bei den anwesenden Gästen, die das Ereigniß des vergangenen Abends kannten, großen Jubel hervor, in den Bader, nachdem ihm die Sache klar gemacht worden war, zwergfellerschütternd mit einstimmte.

## Moritz Rott.

Als Rott in Berlin gegen seinen Willen pensionirt worden war, bemerkte ihm ein Bekannter, daß er sich seiner Pensionirung doch freuen möge, denn er sei körperlich sehr angegriffen.

Hier stellte sich Rott in Positur und antwortete in seiner gewöhnlichen theatralischen Manier:

„Lieber Freund! Wenn ich mit dem einen Fuße im Grabe stehe, spiele ich mit dem andern noch Comödie!"

## Helmerding's Jampa.

Sei es uns auch von den verehrten Lesern vergönnt, eines Thieres zu gedenken, welches sich auf den die Welt bedeutenden Brettern in seiner Art berühmt gemacht und welchem nicht, trotz Schiller auf dem Gensd'armenmarkt, die Nachwelt das ihm gebührende Monument mit einem Gitter ersetzt hat.

In dem Weyrauch'schen, mit so großem Erfolge gegebenen „Riselak" war es, wo Jampa, der vierbeinige, stete Begleiter Helmerding's und der Liebling der Collegen des Letzteren, zum ersten Male, als Sultan debütirte. Obwohl er vor diesem Abend, der ersten Vorstellung des Riselak, die schlüpfrigen Bretter nie betreten, bewegte er sich dennoch mit jener Sicherheit, welche großen Talenten schon von Anbeginn ihrer künstlerischen Laufbahn eigen ist.

Dieſe Sicherheit wurde nach einigen Vorſtellungen eine ſo große, daß man ihm beim Auftreten mit Helmerding an die Lampen gehen ſah, ſich gähnend das Publikum betrachtend, ſämmtliche Verlockungen aus den unten gelegenen Logen unbeachtet laſſend und dann mit größter Naturwahrheit (welche allerdings hin und wieder etwas ausartete), ſeine Rolle weiterſpielend.

Er kannte alle Stichwörter, ſelbſt diejenigen in der Muſik, ging auf die Weiſung Helmerding's an den Kellner: „Bringen Sie meinen Steuermärker in ſeine Belletage!“ auf den Hinterfüßen demſelben entgegen — wurde ſpäter von Reuſche herausgetragen und ging wieder auf Geheiß in dieſelbe Thür ab; bellte auf das muſikaliſche Stichwort hinter der Scene gerade ſo lange als nöthig war; kam dann ungeheißen während des großen Quodlibets an der richtigen Stelle — keine Note früher oder ſpäter — heraus und machte den Kreislauf beim Tanz mit ſeinem Herrn bis zum Schluß bellend mit.

Wurde gerufen, ſo unterließ es Zampa nicht, ebenfalls anſchlagend, mit an die Lampen zu eilen.

Dieſe Meiſterleiſtung vollführte er auf drei verſchiedenen Bühnen, ſich durch die veränderte Scenerie nie irre machen laſſend: auf der kleinen, alten

Wallner-Bühne, auf dem Sommer-Theater und schließlich auf dem jetzigen neu erbauten über zweihundert Mal.

Die Klugheit dieses Hundes war enorm, so daß sich ein Wiener Journalist veranlaßt fühlte, einen langen Artikel über den kleinen Wachtelhund-Bastard Zampa im dortigen Fremdenblatt los zu lassen.

Zampa war allabendlich im Theater und hatte von Wallner, der ihn — ohne Scherz — immer noch nicht vergessen kann, plein pouvoir sich auf der Bühne oder in einem andern beliebigen Raum des Theaters aufzuhalten.

Zampa mißbrauchte diese ungewöhnliche Erlaubniß, welche Künstlern seiner Abstammung selten gestattet wird, nie, kam auch manchen Abend ohne seinen Herrn pünktlich in das Theater, wenn ihn vielleicht eine etwas weit wohnende Amour aufgehalten hatte, mit Ersterem dorthin zu gehen.

Ging er während der Vorstellung über die Bühne, so geschah dies nicht, wie sich sein Feind der Theaterkater schon öfter erlaubte, bei offener Scene, sondern er wußte ganz genau, wo derjenige Prospect hing, welcher den hinteren Theil des Theaters abschloß, und ging dann ungesehen „hintenrum".

Gewöhnlich lag er in der stets offen stehenden

Garderobe seines Herrn und bewachte dieselbe — zog dann Jener seinen Jagdrock in Kiselak an, so folgte er ihm und seiner Pflicht ungeheißen.

Wohl selten erfreute sich ein Thier solcher Zuneigung aller Menschen, wozu wohl auch, außer seinem ungewöhnlichen Benehmen, sein in der That seelenvolles Auge beitrug. Wen der Hund einmal angeblickt, der vergaß es nie.

Wenn man im Sommer den Wallner-Theater-Garten besucht, so wird man neben der großen Broncefigur — die gefesselte Phantasie darstellend — in einem kleinen Akaziengebüsch einen viereckigen Sandstein auf einem Hügel bemerken, auf welchem sich — die weiße Statue Zampa's erhebt. Dort ruht er, hochgeehrt durch dieses Andenken seines Directors und oft betrachtet von seinem Nachfolger, einem kleinen Seidenspitz, der in sein Fach getreten, doch seine Künstlerschaft nie erreichen wird.

Requiescat in pace!

[illegible]

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.